

Ätseh

KINDER VON HEUTE

ROSAROT

DIE TERRORFARBE

JUNGES GLÜCK

MUTTER MIT 16

LANGeweile

EIN UNTERSCHÄTZTES GEFÜHL



Konrad
Adenauer
Stiftung

PUNK VS. STREBER

Zwei Seelen wohnen – autsch! –
in meiner Brust **s. 34**

FRÜHSCHICHT

Wie Firmen bei Grundschulern werben **s. 31**

Seltene Vielfalt

Warum kaum noch Kinder mit
Down-Syndrom geboren werden **s. 8**



Liebe Leserin, lieber Leser,

Kindheit ist magisch, viel zu kurz und doch die prägendste Zeit unseres Lebens.

Wehe dem, der Kindern die Kindheit vermurkst! Und das, drohen Experten, gehe fix: Schon im Alter von drei Jahren schlossen sich erste Zeitfenster des Lernens. Immer mehr Eltern verzweifeln da bei dem Versuch alles richtig zu machen. Sie jagen der Perfektion hinterher, das hochbegabte Kind – ihr Prestigeprojekt – bestimmt den Terminkalender.

Und es gibt das andere Extrem: Kinderarmut, Verwahrlosung, Schreckensmeldungen von unterernährten Babys. Die Öffentlichkeit ist regelmäßig in Aufruhr, doch die Konsequenzen erschöpfen sich meist in erhitzten Experten Diskussionen, etwa um die Frage, ob man Familien nicht einen Elternführerschein abverlangen sollte.

„Kinder unter Druck?“ lautete der Arbeitstitel dieses Magazins. Zehn Tage lang waren wir in Hamburg unterwegs, haben mit Kindern, Eltern, Lehrern und Psychologen gesprochen, einen Blick in Erziehungsratgeber geworfen und diese dann schnell wieder zugeklappt, zusammen mit sämtlichen Eltern-Magazinen. Die „Nido“-Optik ist also lediglich Parodie – Ätsch!

Statt Expertenmeinungen zu dokumentieren, haben wir Familien besucht (S. 8 und S. 12), sind mit Fünfjährigen auf Fantasiereise gegangen (S. 45), haben Neunjährige bei der Berufsorientierung begleitet (S. 31) und einen 15-jährigen getroffen, der gerade vom Mädchen zum Jungen wird (S. 40).

Kinder haben Probleme, heute wie früher, keine Frage. Aber die Magie der Kindheit lässt sich nicht so leicht zerstören, auch nicht von Frühförderung oder Geldnot. Was Kindheit heute ausmacht? Lesen Sie selbst!

WIR DANKEN MAX, MARA-LUISE,
NANDA, KEANU UND LENI
FÜR DAS TITEL-FOTOSHOOTING.

Ätsch

KINDER VON HEUTE



INHALT

KINDSEIN – HEUTE UND GESTERN
SEITE 6



Zur Geburt

- 8 SELTENE VIELFALT**
Titelthema
Warum kaum noch Kinder mit Down-Syndrom geboren werden
- 12 JE FRÜHER, DESTO BESSER**
Familienhebammen helfen, wenn der Start ins Leben schwierig ist
- 22 MEIN KIND, MEIN LIFESTYLE**
Wenn der Nachwuchs zum Prestigeprojekt wird

ROSAROT
SEITE 18



Spielplatz

- 14 ERSTE LIEBE**
Wattewölkchen, Hochgefühle:
Auch Kinder können sich verlieben
- 18 ROSAROT**
Titelthema
Die Terrorfarbe
- 27 VORSICHT, ELTERN!**
Ilse Wehrmann, Expertin für
Frühförderung, im Interview
- 28 GLAUBENSACHE**
Rasmus ist mit Gott befreundet.
Seine Eltern sind es nicht
- 38 WIE WINDPOCKEN**
Wer als Kind Langeweile
spürt, wird resistent gegen
das öde Gefühl

FRÜHSCHICHT
SEITE 31



Schulbank

- 16 HER MIT DEN MÄNNERN**
Jungen brauchen männliche
Vorbilder in Kitas und Schulen
- 24 REICHE STADT UND ARME KINDER**
Jedes fünfte Hamburger Kind lebt
am Existenzminimum
- 31 FRÜHSCHICHT**
Titelthema
Wie Firmen schon bei
Grundschulern werben
- 34 PUNK VS. STREBER**
Titelthema
Erinnerungen an die Schulzeit

MARCOS FREMDKÖRPER
SEITE 40



Kindheit adé

- 37 GETRENNTE WEGE**
Zwei Hamburgerinnen und
ihr Leben mit dem Islam
- 40 MARCOS FREMDKÖRPER**
Titelthema
Aus der transsexuellen Denise
wird Marco. Mit 15 beginnt er
die Testosterontherapie
- 48 JUNGES GLÜCK**
Titelthema
Eine 16-Jährige über den Spagat
zwischen Mutterschaft und
ihrem Leben als Teenager



1. Thomas Iskra
2. Raphael Rauch
3. Marie Borowski
4. Marie Hoene
5. Winnie Heescher
6. Verena Lugert
7. Judith Uhlemann
8. Lazar Backovic
9. Barbara Schmicler
10. Ariane Missuweit
11. Annika Witzel
12. Ronja Wurmb-Seibel
13. Julia von Cube
14. Kristina Chmelar
15. Selina Rust
16. Rebekka Merholz
17. Susanne Hefekäuser
18. Astrid Csuraji
19. Mareike Pampus
20. Laura Blecken
21. Wlada Kolosowa
22. Beate Brehm
23. Lasse Osteneck

- 6 KINDSEIN – HEUTE UND GESTERN**
Toben, spielen, Plätzchen backen: Hat sich die Kindheit verändert?
- 44 LESEHERBST**
Kinder, Kinder – so viele Bücher über Euer Wohl und Wehe!
- 45 WENN MEER PASSIERT**
Eine Fantasiereise, nicht nur für kleine Leute

3 EDITORIAL
51 IMPRESSUM



KINDSEIN IST:

*toben, basteln, backen,
raufen und kicken.
Trösten von Mama,
Schwimmen mit Papa und
Sommer mit Freunden.*



Kinder können sich auf den Moment einlassen,
Zeit spielt keine Rolle.
Ein Tag ist endlos.

*Heute –
und vor 60 Jahren.
Nichts hat sich geändert.
Oder doch?*



LASSE OSTENECK, 27

„Zum Einschlafen gab es bei uns Sagen statt Sandmännchen, von Papa erzählt.“



AUCH MÄDCHEN TOBEN GERNE:
ELISA THOM (6) AM LIEBSTEN IM GARTEN,
SIGRID AYDIN (70) FRÜHER IN BUNKERN



Ich darf fernsehen, bis das Sandmännchen zu Ende ist. Dann noch ein Film, und ich muss ins Bett. Manchmal habe ich Albträume, manchmal gute Träume – und manchmal schlafe ich nie.

Auf Föhr, da fand ich's toll. Da waren zwei Hunde, die haben mich immer abgeleckt. Und ich mag, wenn ich nach Wien fahre. In dem Zug ist es richtig schön. Man hat ein Hochbett und bekommt Kakao.

An einem tollen Tag würde ich nochmal auf einen Segelflugplatz gehen. Ich war da mal mit Papa. Wir haben gesehen, wie Segelflugzeuge gestartet und gelandet sind. Das war schön.

Ich mag gern Pommes und Pizza. Und Nudeln mit Mamas Tomatensoße. Mit richtig frischen Tomaten!

Luka, das ist mein bester Freund. Manchmal ist er wütend, manchmal nicht, manchmal ärgert er mich, manchmal nicht. Immer abwechselnd. Ich hab ihn trotzdem lieb.

Erwachsen? Also, wann man alt ist? Mit 13 ist man glaube ich erwachsen. Da darf man in die Achterbahn.

Wir haben jahrelang in einem einzigen Zimmer gewohnt. Mit dem Ins-Bett-Gehen war es schwierig: Die Erwachsenen konnten ja nicht um sieben ins Bett gehen. Deshalb konnte man das Einschlafen immer ein bisschen ausdehnen. Unseren ersten Fernseher haben wir in den 50er Jahren bekommen, da war ich schon ein paar Jahre auf dem Gymnasium.

In den Ferien haben wir meist beim Bauern gearbeitet. Erbsen pflücken, Bohnen pflücken, Kartoffeln aufsammeln. Man hatte nach dem Krieg ja nichts, und wir haben versucht, Geld zu verdienen für Kleidungsstücke und andere Dinge, die man haben wollte. Ferien-erlebnisse gab es eigentlich nicht. Ich habe viel gelesen. Was ganz großes Fernweh ausgelöst hat, war „1001 Nacht“. Bagdad, Samarkand, Damaskus – da wollte ich hin. Später habe ich meinen Mann kennengelernt und mit ihm die Welt erobert.

Ich habe mit meinem Großvater immer lange Spaziergänge gemacht. Wir saßen unter einem Weidenbusch am Wasser, mein Großvater hat mir eine Flöte geschnitzt und Geschichten erzählt. Ich hatte das Gefühl, der Tag endet nie.

Früher gab es kein exotisches Gemüse. Und Gerichte wie Pizza kannten wir nicht. Die Küche hat sich verändert. Pastinaken, Steckrüben, dicke Bohnen: Sowas war lange aus der Mode. Jetzt isst man das wieder.

Natürlich werden Freundschaften anders im Laufe des Lebens. Aber ich habe auch noch zwei Freundinnen aus der Schulzeit. Die kennen einen schon so lange, auf die kann ich mich verlassen. Man muss nicht mehr viel erklären. Freundschaften sind wichtig fürs Leben. Vor allem, wenn es schwierig wird.

Schwierig. So mit 16, habe ich damals gedacht. Ich glaubte, von da an kann man selber bestimmen. Aber wenn man das Alter erreicht, stellt man fest, dass man immer noch alles Mögliche nicht darf.





Seltene Vielfalt

Die Diagnose Trisomie 21 ist für Eltern ein Schock. Immer früher können Frauen ihre ungeborenen Kinder auf das Down-Syndrom untersuchen lassen. Bei neun von zehn erkannten Fällen entscheiden sich die Frauen zur Abtreibung.

Tjarks Augen waren komisch. Sie waren mandelförmig und nicht so wie bei anderen Kindern. In der Nacht nach der Geburt durfte Tjarks Mutter den Kleinen nicht aus seinem Brutkasten nehmen, er konnte seine Temperatur nicht alleine halten. Am nächsten Morgen nannten ihr die Ärzte den Grund: Down-Syndrom. „Ich musste schreien“, sagt Tjarks Mutter. „Es ist, als ob dein Kind stirbt“, sagt Tjarks Vater.

Es folgten vier Monate, an die Tjarks Eltern heute nur noch vage Erinnerungen haben. Die Ohnmacht, die Sorge, die durchwachten Nächte. Es war Tjarks dreijähriger Bruder Kjell, der seine Eltern in dieser Zeit gestärkt hat. „Kjell war für uns zu Hause wie ein kleines Hoch im Gegensatz zu den niederschmetternden Worten der Ärzte im Krankenhaus“, sagt die Mutter.

Tjark sollte noch zwei weitere Geschwister bekommen. „Jetzt erst recht“, sagten sich die Eltern, kurze Zeit später wurde der dritte Sohn geboren – ohne ihn in der Schwangerschaft speziell untersuchen zu lassen. Als Tjarks Mutter mit ihrem vierten Kind schwanger war, entschieden sie und ihr Mann sich dann doch für die pränatale Diagnostik, sie wollten sicher sein. Noch ein behindertes Kind wäre für sie nicht in Frage gekommen. „Hätte das Kind eine Behinderung gehabt, hätten wir keinem unserer Kinder mehr gerecht werden können“, gibt die Mutter zu.

Auch Sontjes Augen stehen ein wenig schräg, ihr Profil ist etwas flacher als bei anderen Kindern. Sontje ist ein Jahr alt, sie liebt Musik und ist gerne mit ihren drei älteren Geschwistern zusammen. Auch Sontje hat das Down-Syndrom. „Zuerst ist eine

Welt für mich zusammengebrochen, ich habe ganz schön mit Gott gehadert“, sagt ihre Mutter. „Wieso muss das sein?“, hat sie sich gefragt, als sie in ihrer Schwangerschaft nach einer Untersuchung von der Behinderung ihres Kindes erfuhr. „Über eine Abtreibung haben mein Mann und ich aber keine Sekunde nachgedacht“, sagt sie und ergänzt: „Wenn ich etwas Perfektes will, schaffe ich mir kein Kind an.“ Für sie ist das Down-Syndrom keine Behinderung, „eher ein Zusatzchromosom“. „Sontje versetzt sich wie kaum ein anderes Kind in ihrem Alter in andere hinein und gibt wahn-sinnig viel Liebe weiter. Sie ist unser Sonnenschein, und ihre Grenzen muss sie in den nächsten Jahren selbst herausfinden. Wir werden sie bei allem unterstützen.“ Bislang hat Sontjes Mutter kaum einen Unterschied in der Entwicklung ihrer Kinder festgestellt. Aber sie weiß: „Es werden Hürden kommen, wann und wie hoch die sein werden, kann ich jetzt noch nicht sagen.“

Auch Leas Mutter erfuhr während der Schwangerschaft von der Behinderung ihrer Tochter. Wenn sie von Lea erzählt, spricht sie von „unserer Maus“. „Nur um eine beruhigte Schwangerschaft zu haben, habe ich eine Nackenfaltenmessung machen lassen. Die war auffällig. Wir haben hin und her überlegt und uns dann zur Fruchtwasseruntersuchung entschieden. Der Schnelltest zeigte, dass unsere Tochter behindert ist. Wir wollten es nicht glauben und haben die Langzeituntersuchung abgewartet. Die Diagnose: Down-Syndrom“, erzählt Leas Mutter.

TJARK GEHÖRT DAZU.
„ER IST GUT SO, WIE ER IST“,
SAGEN SEINE GESCHWISTER
KJELL, ENIE UND MIKA



„Ich hab schon mein Seepferdchen gemacht – jetzt mach ich gerade Bronze.“



Sie wusste nicht, ob sie den Belastungen mit einer behinderten Tochter gewachsen sein würde. Zwei Wochen lang rang sie mit ihrem Mann um eine Entscheidung. „Wir haben überlegt, ob es für uns machbar ist, ob es für ihren Bruder gut wäre und wie es ihr gehen würde.“ In der Zeit bis zur Entscheidung besuchte sie Familien wie die von Tjark und Sontje. „Klar lieben alle ihre Down-Kinder, und wenn unsere Maus auf die Welt gekommen wäre, hätte ich sie auch geliebt“, sagt ihre Mutter heute. Aber sie machte sich Sorgen um die Zukunft ihrer Tochter, die sich wahrscheinlich nie hätte selbst versorgen können. „Lea hätte in einer Behindertenwerkstatt weniger als 400 Euro im Monat verdient, außerdem gibt es bei uns auf dem Land keine Frühförderung oder eine Behindertenschule.“

„Die Frauen stehen unter Schock, haben totale Ängste“, sagt Luzia Wörle von der Beratungsstelle „donum vitae“ in Bonn. „Sie trauen sich das Leben mit

einem behinderten Kind nicht zu und fragen sich, ob sie etwas falsch gemacht haben.“ Hinzu komme die Angst, dass ihr Kind sie brauche und sie irgendwann als Mutter nicht mehr da seien. „Als Reaktion auf Fragen und Ängste verlieren die Frauen oft die Bindung zum Kind. Sie legen nicht mehr die Hände auf den eigenen Bauch, um ihr Kind zu streicheln oder die Bewegungen zu spüren.“ Frauen wie Leas Mutter seien auf etwas anderes eingestellt, sie freuten sich auf ihr Kind, und plötzlich breche ihr Zukunftsmodell zusammen. „Gerade in unserer getakteten Gesellschaft haben Plan B und Flexibilität oft keinen Platz“, sagt die Beraterin. „Viele Frauen wollen sich und der Gesellschaft ein Kind mit Behinderung nicht antun.“ Eine Entscheidung für das Kind bedeutet meistens eine einsame Entscheidung.

Leas Mutter entschied sich zur Abtreibung. Am 16. Juni 2010 ging sie in die Klinik. „Mein Mann ist abends mit unserem Sohn nach Hause gefahren, meine Mama ist

die Nacht bei mir geblieben, ich habe nachts Schmerzen bekommen, doch alle haben gesagt, das sind keine Wehen. Um fünf Uhr morgens ist meine Kleine dann auf der Toilette tot zur Welt gekommen. In dem Moment habe ich nur geschrien und geheult. Ich konnte sie erst gar nicht ansehen, meine Mama hat die Nachtschwester gerufen, die hat Lea mitgenommen, sie gewaschen und in ein Tuch gewickelt, mir wieder gebracht“, beschreibt Leas Mutter rückblickend die Begegnung mit ihrer Tochter, die 26 Zentimeter groß war. Lea wurde beerdigt, ihre Familie besucht ihr Grab. „Mittlerweile weiß ich, dass ich richtig entschieden habe“, sagt ihre Mutter. Im Juli hat sie einen gesunden Jungen zur Welt gebracht.

„Ich glaube, dass behinderte Kinder in Wirklichkeit Engel sind,

denn sie kennen keine Bosheit, keine Lügen, keine Falschheit“, sagte einmal die Mutter eines behinderten Kindes. Für Tjarks Familie gehört der 11-Jährige genauso dazu wie seine drei Geschwister. „Er ist so, wie er ist, und das ist gut so“, findet sein älterer Bruder Kjell. Und Sontjes Mutter sagt: „Sontje hat uns als Familie komplett gemacht, sie war genau das Mosaiksteinchen, das gefehlt hat.“

BARBARA SCHMICKLER, 22

„Meine behinderte Schwester ist der Sonnenschein in unserer Familie.“

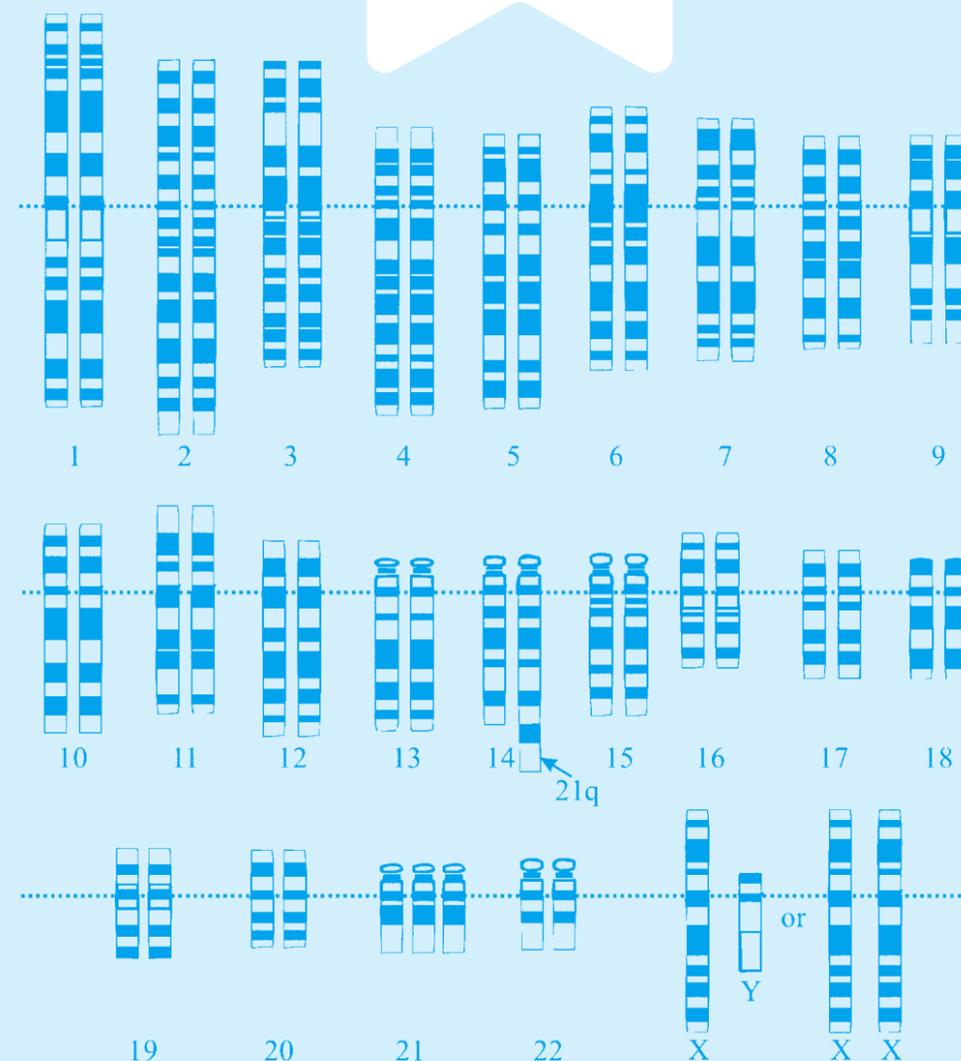


Trisomie 21 ist die häufigste Ursache geistiger Behinderungen.

Die Wahrscheinlichkeit der Behinderung steigt mit dem Alter der schwangeren Frau.

20 Jahre: 1 zu 1.300

40 Jahre: 1 zu 100



DOWN-SYNDROM:

Bei Menschen mit Down-Syndrom ist das Chromosom 21 oder ein Teil davon dreifach statt üblicherweise zweifach in jeder Zelle vorhanden. Deswegen wird die Behinderung auch Trisomie 21 genannt. Bestimmte Proteine werden in einer übermäßigen Menge produziert. Wenn sich der Fötus mit Down-Syndrom entwickelt, teilen sich die Zellen seines Körpers langsamer als bei einer regulären Schwangerschaft.

Die Pränataldiagnostik ermöglicht verschiedene Verfahren: Über eine Punktion der Fruchthöhle gewinnt man Fruchtwasser, Plazentagewebe oder Blut, das auf Erbanlagen untersucht wird. Bei diesem Verfahren werden 95 Prozent der Chromosomen-Störungen erkannt.

Immer mehr Schwangere nutzen die vorgeburtlichen Untersuchungen. Gründe dafür sind aufgeklärtere Mütter, ältere Schwangere und verbesserte technische Möglichkeiten. Mit den Untersuchungen steigt auch die Zahl der Abbrüche. Es gibt keine offizielle Statistik, aber nach Auskunft der Bundesvereinigung Lebenshilfe ist davon auszugehen, dass mittlerweile rund 90 Prozent der ungeborenen Kinder mit Down-Syndrom abgetrieben werden.



Erste Hilfe

Das Leben ist unfair, von Anfang an. Niemand kann sich aussuchen, in welche Familie er hineingeboren wird. Wer in schwierigen Verhältnissen aufwächst, für den sind im Leben die Weichen schlecht gestellt. Hier helfen Familienhebammen: Je früher, desto besser.



„Mein Baby tritt mich.“ Ein Satz, den Karin Stolze nur allzu gut kennt. Dabei meinen Mütter, die dieses sagen, oft nur das normale Strampeln ihres Säuglings. Wenn sie aber selbst Opfer von Gewalt geworden sind, bewerten sie das Verhalten ihres Kindes vollkommen falsch. Fällt die Reaktion der Mütter entsprechend aus, hat das oft fatale Folgen. Familienhebammen können hier einschreiten, ehe zu viel Härte oder zu wenig Zuneigung einen Menschen dauerhaft schädigen.

Im Unterschied zu klassischen Geburtshelferinnen haben Familienhebammen zunächst einmal mehr Zeit, Neugeborene beim Start ins Leben zu begleiten. Bis zu einem Jahr stehen sie Eltern zur Seite, die meist keine anderen Ansprechpartner haben. Oft kommen sie in verwahrloste Wohnungen, treffen auf überforderte Mütter. Selbst die einfachsten Bedürfnisse ihrer Babys nach Nähe, Wärme und Aufmerksamkeit nehmen die Mütter manchmal nicht wahr.

„Viele sitzen vor dem Fernseher oder telefonieren, wenn ich komme“, erzählt Stolze. „Die Mütter fragen mich dann, was kann ich überhaupt machen, es ist so langweilig mit dem Baby.“ Sie wollen wissen, was ihr Kind überhaupt braucht, wie sie es wickeln sollen, womit man das Baby füttert. Stolze betreut bis zu 30 Familien gleichzeitig, darunter auch Fälle, in denen kaum Kontakt zwischen Mutter und Kind besteht.

Dabei sind es gerade die ersten drei Lebensjahre, die Menschen entscheidend prägen. Frühkindliche Erfahrungen und die Entwicklung des Charakters hängen eng zusammen. „Wenn Mütter oder Väter Sorgen haben, wo es irgendeine Sucht gibt, wo viel gestritten wird, schwappt das natürlich auf die Kinder über.“



KARIN STOLZE

„Wenn Mütter oder Väter Sorgen haben, wo es irgendeine Sucht gibt, wo viel gestritten wird, wo viel gestritten wird, schwappt das natürlich auf die Kinder über. Und die passen sich dann ihrem Umfeld an.“

Und die passen sich dann ihrem Umfeld an“, weiß Karin Stolze aus Erfahrung.

Auch neuere Forschungen zeigen: Kinder ahmen das Verhalten ihrer Eltern in der Regel nach. Säuglinge, die Gewalt erfahren, prügeln auch oft in Kita und Schule. Kinder depressiver Eltern neigen häufiger zu seelischen Erkrankungen, als das bei Altersgenossen aus psychisch stabileren Elternhäusern der Fall ist. In Hamburg haben Familienhilfen, Jugendämter und Krankenhäuser auf die Notwendigkeit reagiert, möglichst früh zu helfen. Meistens schicken sie die Familienhebammen von einem Einsatzort zum nächsten.

„Teils sind es Babys, die auffällig schreien, teils Babys, die apathischer sind als andere. Mir fallen aber auch Kinder auf, wenn sie immer gleich lächeln. Oder wenn sie immer in dem Moment weggucken, in dem die Mutter sie ansieht.“ Manchmal hat Stolze aber auch nur ein diffuses Gefühl, das bei ihr „alle Alarmsirenen“ in Gang setzt.

„Ich kann nicht mehr. Ich raste gleich aus. Ich schüttel dich gleich. Ich knall dir eine.“ Karin Stolze weiß, dass viele Mütter so etwas denken, sagen, manchmal auch tun. Um das zu verhindern, hat sie Strategien: Ein gut sichtbar angebrachter, kurzer Wegweiser für schwierige Situationen kann Wunder wirken. „Es ist ja immer ein Miteinander-Auspendeln, was hat das Kind für Bedürfnisse, was brauchen die Eltern.“ Die Schnittmenge freilegen und die Wünsche auf beiden Seiten nach Möglichkeit befriedigen – „das ist mehr als Gewaltprävention“.

Frühe Hilfe zahlt sich aus, im Kleinen wie im Großen. Ausländische Studien liefern die Beweise. Vor knapp vierzig Jahren etwa startete ein US-Pädagoge in

Michigan ein Experiment: In einer Vorschule ließ er Kinder fördern, deren Familien zu den ärmsten der Stadt gehörten. Parallel beobachtete er eine Kontrollgruppe von etwa gleich schlaun Kindern, die allerdings nicht professionell betreut wurden. Und siehe da, die Geförderten verdienen heute mehr Geld, wurden seltener straffällig und leben in stabileren Familien als die Altersgenossen, die nicht in die Vorschule gingen. Das Fazit: Frühförderung ist die beste Investition, die ein Staat machen kann. Hilfsmaßnahmen im Nachhinein sind jedenfalls teurer.

Aber Prävention kostet. Und auch deshalb hat Karin Stolze so wenige Kolleginnen. Rund 25 Familienhebammen arbeiten derzeit in Hamburg. Für eine Stadt mit 1,7 Millionen Einwohnern nicht gerade viele. Hinzu kommt, dass die Frauen ihrem Beruf durchschnittlich nur vier Jahre die Treue halten. Aufgrund der Strapazen orientieren sich viele um. Dabei müsste die Zahl der Familienhebammen dringend aufgestockt werden. Denn das Projekt hat Erfolg, da ist sich Stolze sicher: „Ich habe eine Familie ein ganzes Jahr betreut, und da war es ständig auf der Kippe. Jugendamt: Ja oder Nein. Kind eventuell rausnehmen: Ja oder Nein. Und dann kriege ich auf einmal eine SMS, in der steht: ‚Liebe Frau Stolze, der erste Zahn ist da. Ich hab ihn gesehen.‘ Und das sind dann so Highlights, wo ich mir denke: Klasse, es geht doch!“

KRISTINA CHMELAR, 25

„Ich dachte, RTL & Co hätten mich gegen schlimme Verhältnisse immunisiert. Pustekuchen!“





VERLIEBT VERLOBT VERHEIRATET

Bauchkribbeln, Wattewölkchen, schieres Glück – Liebe ist ein ganz besonderes Gefühl. Und zwar nicht nur für Erwachsene. Wenn Kinder sich verlieben, läuft das in der Regel viel unbeschwerter ab.

Luca Marie und Jonah sind seit sieben Jahren ein Paar und noch verliebt wie am ersten Tag. Klar, dass sie gerade die gemeinsame Zukunft planen: erst die Weltreise, dann Kinder kriegen und später Prinz und Prinzessin werden. Geprobt haben die Siebenjährigen die Krönung schon hunderte Male, und auch geheiratet haben sie schön öfter. Händchenhaltend sitzen Jonah und Luca Marie auf dem Lillyfee-Bett. Er in hellblau, sie in pink. Mit beigem Strohhut und Piratenklappe über einem Auge strahlt Jonah seine Freundin an. Sie kichert, zieht die Schultern hoch und schaut verlegen zu ihm rüber. „Ich kann das gar nicht richtig beschreiben“, sagt Luca Marie. „Da bekommt man ein ganz warmes Gefühl im Körper.“ Ihr größtes Glück ist, wenn Jonah bei ihr übernachten darf. Dann fürchtet er sich nachts immer vor Geistern, rollt sich heimlich auf Luca Maries Matratze und kuschelt sich ganz dicht an sie.

Für Erwachsene klingt das drollig, aber für Kinder ist es eine ernste Sache. Erste Übungen im Umgang mit dem anderen Geschlecht sind für sie eine wichtige Phase. „Man kann diese Gefühle aber nicht mit Erwachsenenliebe vergleichen“, sagt Elisabeth Sander, Professorin für Entwicklungspsychologie an der Uni Koblenz. „Die Kinder fantasieren vielmehr, unabhängig von einem erotischen Erregungszustand. In diesem Alter wollen sie sich viel mehr wichtig machen.“ Oft spielen die Kinder Rollenspiele wie Vater-Mutter-Kind und imitieren das Verhalten, das sie aus dem familiären Umfeld und den Medien kennen. Spätestens mit der hormonellen Umstellung in der Pubertät stellen sie dieses Verhalten dann in Frage. „Ich habe mich schon öfter gefragt, was passiert, wenn die beiden während der Pubertät auch Interesse an anderen Kindern entwickeln“, sagt Jonahs Mutter Jennifer. Ein anderer Junge an Luca Maries Seite würde ihrem Sohn das Herz brechen. „Vielleicht gehen sie Umwege, aber am Ende werden sie wieder zusammenfinden und heiraten. Da bin ich ganz sicher.“ Schon im Kleinkindalter haben die Mütter, Jennifer und Katrin, bei ihren Kindern eine außergewöhnliche Harmonie festgestellt. Die ersten drei Lebensjahre haben sie sich täglich gesehen. Jedes Spielzeug wurde gemeinsam erkundet, bis heute jedes Geheimnis geteilt. „Wir haben uns immer alles erzählt“, sagt Jonah, kneift verräterisch die Augen zusammen und flüstert: „Ich weiß sogar, dass sie in Level acht in Nintendo ist!“ Mit drei Jahren wurde ihre Freundschaft dann auf eine harte Probe gestellt: Luca Marie und Jonah wurden in unterschiedlichen Kindergärten angemeldet. Dann saßen neue Spielkameraden im Kinderzimmer, der Alltag wurde ohne den anderen organisiert.

Bis ins dritte Lebensjahr spielen Jungen und Mädchen noch ganz ungehemmt miteinander, ihre Verhaltensunterschiede sind sehr gering. „Mit etwa fünf Jahren orientieren sich Kinder an dem, was ähnlich ist. Und das sind vor allem die gleichgeschlechtlichen Freunde“, sagt die Entwicklungspsychologin. Dann werden Jungs und Mädchen auf einmal blöd, rote Ohren und rote Wangen kommen ins Spiel, und der Umgang mit anderen Kindern wird peinlich. „Die Kinder nehmen sich dann als unähnlich wahr. Und das führt zu Ablehnung.“

Bei Jonah und Luca war das immer ganz anders. Sie können es kaum abwarten, bis sie sich endlich wieder sehen. Wenn Jonah zu Besuch kommt, wuselt Luca Marie schon Minuten vorher mit Herzklopfen durch die Wohnung. Die sonst zerstrubbelten Haare sind ordentlich gekämmt, das neueste Prinzessinnen-Outfit übergestülpt, und eine bunte Krone thront auf ihrem Kopf. Sobald der Blondschof den Raum betritt, fällt Luca Marie ihm mit weit aufgerissenen Augen und Grübchen im Gesicht in die Arme. Ein schneller, verlegener Kuss auf die Wange, dann laufen Prinzessin Luca Marie und Prinz Jonah Hand in Hand ins Kinderzimmer, in ihr Königreich.

SELINA RUST, 23

„Ich war als Kind immer verliebt. Vor allem in Papa, Michael Jackson und E.T.“



NEUE MÄNNER BRAUCHT DAS LAND

Was den Jungs
von heute fehlt,
sind Männer als
Vorbilder in Kitas
und Grundschulen.

Harkan ist wütend. Der Fünfjährige schmeißt seinen Anorak in die Ecke der Bibliothek, setzt sich zu den anderen Jungs und ist erst einmal still. Dienstags haben Harkan und seine Mitschüler Jungsunterricht, die Mädchen bleiben bei einer Erzieherin. Eigentlich sollte Harkan jetzt Sozialpädagoge Sascha Denzel zuhören. Stattdessen rutscht er auf dem Stuhl herum und dreht sich immer wieder zur Tür um. In Harkan brodelt es.

Jungs: Sie gelten neuerdings als Verlierer des Bildungssystems. In Vergleichsstudien schneiden sie schlechter ab als Mädchen, an Gymnasien sind sie unter-, an Hauptschulen überrepräsentiert. Außerdem sind sie häufiger verhaltensauffällig oder werden gewalttätig. In den 70er Jahren war das „katholische Arbeitermädchen vom Lande“ noch der Inbegriff der Diskriminierung im Bildungssystem. In der allgemeinen Wahrnehmung ist sie inzwischen vom „muslimischen Jungen aus der Großstadt“ abgelöst worden.

Sozialarbeiter Jan Heitmann von der Hamburger Dokumentationsstelle für Jungenarbeit hat etwas gegen solche Klischees: „Zunächst einmal sollte man Jungs überhaupt nicht pauschal als problematisch ansehen“, findet er. „Jungs brauchen

ECHTE KERLE? ALLES POSE:
JUNGS BRAUCHEN ORIENTIERUNG
– AN VÄTERN, ERZIEHERN UND
MÄNNLICHEN LEHRERN



aber moderne Rollenvorbilder.“ Sie generell als Bildungsverlierer abzustempeln, gehe am Kern des Problems vorbei. Ein Zusammenhang zwischen Lehrergeschlecht und Schulnoten lasse sich jedenfalls nicht nachweisen, da ist sich Heitmann sicher.

Der Jungsunterricht von Sascha Denzel ist deshalb auch keine Nachhilfestunde, sondern eher so etwas wie Sozialunterricht. Statt Rechnen oder Sachkunde stehen Reden, Malen und Spielen auf dem Programm. Zu Beginn jeder Stunde malen die Jungs Gefühlskarten aus – kleine Bilder mit Abbildungen verschiedener Gemütslagen. Auch einmal Schwäche zeigen, das möchte Denzel den Schülern beibringen. Harkan hat ein „Wütend“ ausgemalt. Denzel nimmt ihn in den Arm und spricht mit ihm. Auf wen er wütend sei? Auf sich selbst, sagt Harkan. „Weil ich immer Menschen haue. Das ist unfair.“

Kraftgehalte und fehlende Sozialkompetenz sind dem Männermangel im Bildungssystem geschuldet, da ist sich Alexander Bentheim von der Initiative „Soziale Jungs“ sicher. „Jungs wollen männlich sein und wissen gar nicht, was das ist.“

Der Mangel an männlichen Vorbildern fängt im Kindergarten

an: Nur jeder zwanzigste Erzieher ist ein Mann. Und auch an Grundschulen unterrichten fast ausnahmslos Frauen. An der Grundschule Müssenredder ist Rektor Gero Brüning der einzige Mann: „Egal was ich mache, ich finde keine männlichen Lehrer“, klagt er. Nach dem Mittagessen findet man seine Schüler auf dem Pausenhof beim Fußballspielen. Ob das typisch männlich sei? Für die Jungs eine schwierige Frage. „Männer machen alle Sportarten“, sagt einer. Doch es regt sich Widerstand: „Fußball können doch auch Frauen!“ Was typisch sei? „Jungs tragen keine rosafarbige Kleidung“, sagt einer. Ein anderer erwidert: „Doch, ich hab eine rosa Hose. Eine Röhrenjeans.“

Auch Adrian Winter erfüllt keine Klischees. Der 14-Jährige hilft einmal in der Woche ehrenamtlich in der Kindertagesstätte Hölderlinsallee, im Sommer hat er eine Kindergruppe betreut. Jetzt kommt er extra in der Mittagspause in die Kita. „Die Arbeit mit den Kindern macht mir Spaß“, sagt er. Er möchte den Jungs gerne ein Vorbild sein.

„Dafür müssen Männer aber nicht Fußball spielen und Bauklötze bauen“, findet Ralf Lange, Leiter der Initiative „Mehr Männer in Kitas“. „Wenn Erzieher in der

Kita wieder nur das machen, was man gemeinhin von ihnen erwartet, reproduzieren sich die Klischees.“ Auch Frauen sollten mit den Kindern toben und draußen spielen. Und wenn die Männer währenddessen basteln wollen, sei das doch prima.

„Aber auch im Schulunterricht muss mehr für Jungs getan werden“, sagt Sascha Denzel. In den vergangenen Jahrzehnten seien vor allem die Mädchen unterstützt worden. Jetzt müsse man nach den Jungs schauen. Denn die meisten würden besser lernen, wenn sie Dinge anfassen und ausprobieren könnten. In den Unterricht gehörten außerdem mehr Bewegung und mehr Experimente. „Vor allem aber sollten die Schüler ein Selbstbild entwickeln können, das zu ihnen passt.“ Damit das gelingen kann, brauchen die Jungs von heute Männer: starke, schwache und vor allem mehr männliche Vorbilder.

BEATE BREHM, 26

„Ich war früher Babysitterin – bis mein Bruder das Ruder übernahm, weil die Mädchen ihn lieber mochten.“





MÄDCHENFARBE

**Mädchen und Rosa – das passt einfach.
Zart, süß und lieblich.
Das denken Eltern solange, bis die Töchter
ihre Lieblingsfarbe selbst einfordern.
Dann wird aus dem rosa Traum schnell
der blanke, pinke Terror.**





P

rinzessin Lillifee träumt im Blütenland Rosarien vom Einhorn Rosalie, während Filly-Pferd Rose die Blumen in seinem Schweif pflegt. Die beiden verbinden nicht nur Glitzerflügel und ein „illi“ im Namen – sie faszinieren auch gleichermaßen Millionen Mädchen, beschenken Spielzeug-Imperien einen satten Geldregen und anektieren Kinderzimmer für Kinderzimmer. Das unverkennbare Zeichen ihres Hoheitsgebietes: Rosa. Auf Bettwäsche, Tapete, Spielzeug, Schmuckkästchen, Haarspangen, Kleidern, bis zum Regenschirm hinterlassen sie ihre Spur der Verniedlichung. Funkelnde Mädchenaugen, die Lilli oder Filly im Ladenregal entdeckt haben, füllen sich mit Tränen, sollten Mama oder Papa dem rosa Wahnsinn zu widerstehen versuchen.

Martina Pellny wurde vom schrillen Einzug der Farbe überrumpelt. Als ihre Tochter Henriette in den Kindergarten kam, erinnert sie sich, da war die Wand im Kinderzimmer noch blau. Jetzt steht die Mutter in einem Raum in Einheitsfarbe, inklusive ihrer fünfjährigen Tochter mit rosa-goldenem Prinzessinnenkleid und pinken Plastik-Highheels, auf denen Strass-Herzchen glitzern. „Ich bin selbst überrascht darüber, wie viel rosa Sachen wir haben“, sagt die Mutter und bemerkt etwas ungläubig: „grenzwertig“. Henriette setzt sich eine silberne Krone auf, passend zu ihren Schühchen mit rosa Herzen verziert: „Ich mag gerne rosa“, sagt sie strahlend und drückt auf einen Knopf an ihrer Krone. Das Herz in der Mitte fängt an zu blinken. Henriette kichert: „Rosa ist was für Mädchen.“

Zu dieser Erkenntnis ist vor der Fünfjährigen ganz offensichtlich auch die Industrie gekommen: Unverkennbar getrennt stehen rosa und blaue Regale in den Spielzeuggläden. Barbie und Diddl sind harmlos im Vergleich zu den Massen an Lillifee-Produkten, endlosen Reihen von Filly-Pferden und – der letzte Schrei unter den etwas Älteren – Topmodel-Büchern. „So viel rosa Spielzeug wie jetzt gab es noch nie“, sagt Alexandra Lübcke, Kulturwissenschaftlerin an der Universität Hamburg, „selbst beim Einpacken wird man ja noch gefragt, ob man das Geschenk für einen Jungen oder ein Mädchen kauft“. Für Harald Braem, den Gründer des Instituts für Farbpsychologie im hessischen Bettendorf, ist der Hype ums Rosa ganz natürlich: „Da sollte man kein Riesendrama draus machen“, winkt der Psychologe ab, „das ist genetisch bedingt“. Schließlich sei die Farbe der Beeren für Sammlerinnen in der Urzeit von großer Bedeutung gewesen, da ist er sich sicher.

Für Kulturwissenschaftlerin Lübcke ist das Unsinn. Einer Theorie von rosa Genen widerspricht zumindest die Geschichte. Denn bis vor hundert Jahren war Rosa Jungenfarbe, vor allem im Christentum, in dessen Ikonographie Jesus traditionellerweise rot, Maria hingegen blau dargestellt wurde. Anfang des 20. Jahrhunderts etablierte sich Blau als Männerdomäne. Als erste Farbe konnte es industriell hergestellt werden und zierte daher typischerweise Arbeiterkleidung wie den Blaumann. Die Mädchen begnügten sich dann mit der Kontrastfarbe.

Dass die Vorliebe der Töchter für rosa Glitzeraccessoires nicht ganz natürlich ist, spüren Mütter wohl intuitiv, wenn sie sich, wie Martina Pellny, plötzlich in der

„So viel rosa Spielzeug wie jetzt gab es noch nie“, sagt Kulturwissenschaftlerin Alexandra Lübcke, „selbst beim Einpacken wird man ja noch gefragt, ob man das Geschenk für einen Jungen oder ein Mädchen kauft“.

rosa Funkelhölle ihrer Töchter wiederfinden. Die 39-Jährige macht vor allem die Werbung für den einfarbigen Konsumrausch verantwortlich. Tatsächlich richten sich Vermarktungsstrategien für Spielzeug heute gezielter an Jüngere, sagt Tobias Effertz, Experte für Kindermarketing an der Universität Hamburg. Kinder fallen diesen leicht zum Opfer, weil sie erst später Abwehrmechanismen entwickeln und die Werbetricks nicht durchschauen.

Henriettes Freundin Jarla mag am liebsten hellrosa. Bei der Vorstellung, dass auch Jungs mal diese Farbe getragen haben sollen, kichert sie los: „Eigentlich ganz witzig, weil ich noch nie einen Jungen gesehen hab, der rosa mag.“ Natürlich verstärkte die strikte Farbtrennung Rollenklischees, sagt die Kulturwissenschaftlerin: „Für eine Prinzessin im rosa Kleid ist halt nicht vorgesehen, dass sie in den Bäumen rumklettert.“ Für den Kindermarketing-Experten Effertz gibt es aber besorgniserregendere Phänomene als die rosa Glitzerwelt, zum Beispiel die Werbung für ungesunde Kinder-Lebensmittel.

Martina Pellny bleibt beim Anblick ihres pinken Prinzesschens noch gelassen: „Gut finde ich das nicht, aber das geht mit dem Alter vorbei.“ Henriettes Schwester Anna ist sieben, sie sammelt zwar noch Filly-Pferde, hat Lillifee aber aus ihrem Zimmer verbannt: „Das ist was für kleine Kinder, ich mag lieber andere Sachen.“ Im Spielzeuggladen stehen schon die Topmodel-Bücher bereit.

LAURA BLECKEN, 22

„Meine rosa Phase beschränkte sich auf das Sammeln von Diddl-Blättern. Davon hatte ich aber richtig viele.“



WUNSCHKIND

In einer Welt, in der Erziehung zur Perfektion getrieben wird, sind auch die Kinder perfekt. Oder man macht sie sich so. Eltern ergreifen Maßnahmen.



JULIA VON CUBE, 24

„Ich war als Kind eigentlich nur in einer Sache perfekt: im Platzwunden sammeln.“



Sonnenkind
weiteres ist unterwegs!

Name: Lolle Schlosser
Name: Theodor Friedrich Maria Hasenkamp !

Schwanger sein - GEIL aussehen!

Alter: seit 10 Jahren, behütet von Mama und Papa
Alter: 12 Jahre jung und süß + perfektes Benehmen (Empfehlung: Kinowal-Kinowal-Kurs im Hölle!)

trägt Ökobaumwolle logo: schadstofffrei!

Sprachen: ~~Mandarin~~, ~~Mongolisch~~ (inklusive sieben Unterdialekte), Türkisch
Sprachen: ~~Oxford~~ English - fließend in Wort und Schrift (Eton Boarding School) *Wie William!*

superwichtig für offene tolerante Gesellschaft.
das klappt aber nur mit einer guten Portion Vitamin B - von John Rotariem

Sport: Kinderyoga, Workshop „Erholsamer Schlaf“
Sport: Fuchs- und Fasanenjagd + Polo!
unser Theodor sieht so süß aus mit dem Reiterhelme! Und wie die Tiere da hingspringen!

SOHM! SHANTI

Besondere Talente: politisch engagiert, aufgeklärt, weltoffen, tolerant
Besondere Talente: Piano und Violoncello, hochgebildet!!! *Freude!*

LOLLE SOLL NIE NIE Spießer werden. OMS.
Leistung lohnt sich - das hat er recht schon früh kapiert. Pappas Stolz!





REICHE-STADT ARME KINDER

Jedes fünfte Hamburger Kind lebt am Existenzminimum – und das in einer der teuersten Städte Deutschlands.



Jasmin* hat Glück. Heute gibt es Nudeln mit Tomatensauce, ihr Lieblingsessen. Das zehnjährige Mädchen sitzt mit einem Dutzend anderer Kinder an einem langen Holztisch, über dem selbst gebastelte, bunte Papiermännchen baumeln. Die Stimmung wirkt ausgelassen, die Kinder plappern wild durcheinander. Jeden Tag kommt Jasmin nach der Schule in den Hamburger Kindertreff Neuwiedenthal zum Mittagessen. Sie lebt mit ihrer Familie von Hartz IV.

Die Hansestadt ist eine der reichsten Städte Deutschlands. Dennoch sind hier fast 50.000 Kinder auf staatliche Hilfestellungen angewiesen. „Viele Familien sind arm. Das heißt aber nicht, dass mit mehr Geld alle Probleme beseitigt wären“, sagt Hans Behrling, der die „Jenfelder Kaffeekanne“ leitet. Das Sozialprojekt versorgt bedürftige Kinder mit Frühstück, Mittagessen und Hausaufgabenbetreuung in einem Viertel, in dem jedes zweite Kind von Hartz IV lebt.

Graue Plattenbauten, zerschlossene Rollläden, kahle Hauswände: Die Armut ist im Stadtteil Jenfeld schon auf den ersten Blick zu sehen. Ein kleines Schaukelpferd aus Stahl steht verlassen auf einem Betonplatz. Jeden Morgen holen sich etwa fünfzig Kinder ein kostenloses Frühstück in der „Jenfelder Kaffeekanne“ ab, damit sie nicht hungrig in die Schule müssen.

Neben der andauernden Geldnot haben die Kinder armer

Familien noch ganz andere Probleme. Die Eltern seien oft vollkommen überfordert, sagt Behrling. Viele könnten ihren Kindern keine Sicherheit bieten, sich selbst hätten sie schon aufgegeben. Die Kinder müssten daher oft sehr früh Verantwortung übernehmen. „Zu uns kommen Sechsjährige, die erzählen, dass sie Angst um ihre Eltern haben“, sagt Behrling. „Anstatt umsorgt zu werden, machen die Kinder sich Sorgen.“



*Name geändert



Den Kindern fehlt es nicht nur an Selbstvertrauen, sondern auch an Perspektiven. Als Berufswunsch hört Behrling oft „Hartz IV“, manchmal „Superstar bei DSDS“. „Die Jugendlichen resignieren oder flüchten sich in Scheinwelten.“ Damit sie als Erwachsene nicht in der Armut bleiben, in der sie aufgewachsen sind, bräuchten sozial benachteiligte Kinder besonders intensive Förderung.

Eric hat diese Förderung bekommen. Seit sechs Jahren besucht er die Kinderwerkstatt in Horn. „Früher war ich immer zu Hause, hab mich gelangweilt und meis-

tens Fernseh geguckt. Das hat sich geändert“, sagt der 13-Jährige. „Ich kann hier Hausaufgaben machen und mich besser konzentrieren.“ Sein größter Wunsch: das Abitur zu schaffen. Danach will er Architekt werden.

Zu vielen Kindern fehlt eine Förderung, wie Eric sie erfahren hat. Das zeigen auch die Ergebnisse des aktuellen Bildungsberichts der Hamburger Schulbehörde: Der Unterschied zwischen den leistungsstärksten und leistungsschwächsten Schülern ist extrem groß. Lesekompetenz, der Schlüssel zum Verständnis, hängt demnach in entscheidendem Maße von Sprache und Herkunft der Eltern ab. Benachteiligte Schüler bleiben die Sorgenkinder der Bildungspolitik.

Ohne grundlegende Reformen wird sich dieser Zustand nicht ändern. „Die Bildungsangebote müssen vervielfacht werden“, sagt Susann Grünwald, Leiterin der Stiftung Mittagskinder. „Ich glaube, man muss es gar nicht so kompliziert machen. Es würde reichen, einfach das Personal aufzustocken, damit die individuelle Betreuung verbessert wird.“ Auch Ilse Wehrmann, Experte für Frühpädagogik, findet: „In Deutschland wird immer noch viel zu wenig Geld für Bildung ausgegeben. Das muss sich ändern.“

Anders als im Rest Deutschlands steigt in Hamburg die Zahl der Kinder. Die Stadt wächst – vor allem durch Zuwanderung. Allein im Jahr 2010 gab es 2.500 Schüler mehr als im Jahr 2009. Laut Bericht der Schulbehörde geht der Schüleranstieg noch mindestens bis 2020 weiter.

Langfristig wird damit auch die Zahl derjenigen steigen, die staatliche Hilfe benötigen.

Behrling fühlt sich von der Politik alleingelassen: „Man nimmt es hin, dass arme Kinder da sind und kümmert sich nicht mehr darum. Das merken wir hier im Stadtteil immer mehr.“ Politiker bekomme man in Jenfeld nur zu Wahlkampf-Zeiten zu Gesicht. Und auch dann nur selten.

In der von der SPD geführten Sozialbehörde heißt es auf Anfrage, das Problem mit der Kinderarmut sei in Hamburg nicht größer als anderswo.

„Hamburg tut sehr viel für Familien und Kinder mit geringem Einkommen“, findet Behördensprecherin Nicole Serocka, „etwa mit einem Rechtsanspruch auf Betreuung für alle Kinder berufstätiger Eltern“. Und auch bei der CDU schiebt man das Problem von sich: „Wir werden die Aufgabe der Eltern nicht ersetzen können, und wir wollen sie auch nicht ersetzen“, erklärt der familienpolitische Sprecher Christophe Vries.

Die Kinder in Horn, Neuwiedenthal und Jenfeld haben bei dieser Debatte keine Stimme. Für sie zählt das warme Mittagessen. Jeden Tag aufs Neue.

RONJA WURMB-SEIBEL, 25

„Ich habe Hamburg von einer ganz anderen Seite kennengelernt.“



Vorsicht, Eltern!

Frühkindliche Bildung ist Ilse Wehrmanns Lebensthema. Als Deutschlands gefragteste Frühförderungsexpertin berät sie Politik und Wirtschaft. Im Interview erklärt sie, warum der Besuch von Kindertagesstätten reichen und armen Kindern gleichermaßen gut tut.



Die neuen „Helikopter-Eltern“ kreisen pausenlos um ihre Kleinen. Muss man Kinder davor schützen?

Eltern muss man manchmal bremsen. Einerseits erleben wir, dass Kinder verwahrlosen, andererseits gibt es überambitionierte Eltern, die ihre Kinder mit den eigenen Ansprüchen vollkommen überfordern. In beiden Fällen können Kindertagesstätten zum emotionalen Schonraum werden. Man muss Kinder Kinder sein lassen.

Viele Eltern sind überzeugt, dass nur sie selbst wissen, was das Beste für ihr Kind ist. Wie wollen Sie sie dazu bringen, Erziehungshoheit abzugeben?

Wir müssen Eltern Wahlmöglichkeiten zwischen verschiedenen hochwertigen Einrichtungen geben. Bisher gibt es in Deutschland keinerlei Qualitätskontrollen – das ist das allergrößte Problem. Wir brauchen hervorragend ausgebildete Pädagogen, kleine Gruppen und gut ausgestattete Räume. Dann werden Kitas attraktiver, für Kinder und Eltern.

Ab August 2013 haben Eltern einen gesetzlichen Anspruch auf einen Kita-Platz für ihr Kind. Den meisten Kommunen fehlt aber das Geld dafür. Was wird passieren?

Vermutlich werden Kinder unter drei Jahren mit älteren Kindern in gemeinsame Kindergartengruppen gesteckt – ohne geeignetes Personal. Das kann aber nicht die Lösung sein.

Wie könnte die denn Ihrer Meinung nach aussehen?

Beim Ausbau von Kitaplätzen prescht die Wirtschaft momentan voran. Immer mehr Unternehmen bauen firmeneigene Kindertagesstätten auf, weil sie sich um ihre weiblichen Fachkräfte sorgen. Ich glaube, dass sich dadurch auch etwas in der Politik bewegt, allerdings zu langsam. Wir brauchen deutlich mehr Tempo. Bildung darf nicht in die Hände der Wirtschaft abrutschen, weil Unternehmen immer auch eigene Interessen vertreten. Bildung muss eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe bleiben.



Rasmus glaubt

Gott passt auf mich auf, wenn ich auf einer Reise bin oder woanders. In einer anderen Stadt oder in einem anderen Land. Nicht zu Hause, weil da sind ja meine Eltern. Gott weiß, wann ich nicht zu Hause bin. Er sieht das, weil er ja oben im Himmel ist.“ Der neunjährige Rasmus glaubt, wie es wahrscheinlich nur ein Kind tun kann – bedingungslos. Für gläubige Kinder ist es selbstverständlich, dass es einen Gott gibt, und zwar einen lieben. Und der wohnt im Himmel. Kinder Glaube ist tief und unerschütterlich, weil es Kindern egal ist, ob gerade der Papst zu Besuch ist oder die Kirchensteuer erhöht wird. Alles, was sie fühlen, ist die Geborgenheit und das Gefühl, dass da einer ist, der zuhört, wenn Mama und Papa mal wieder ungerecht sind. Wenn etwas weh tut. Oder man mal traurig ist.

Kinder glauben an Feen, Elfen, Drachen und Zauberer. Und manche Kinder glauben auch an Gott. In der Kindheit ist Glaube viel einfacher als in der Erwachsenenwelt. Auch wenn man sich manchmal für den Glauben gegen seine Eltern durchsetzen muss.

Von zu Hause kennt Rasmus den lieben Gott nicht. Seine Eltern sind nicht gläubig. „Als gute Hanseaten“ seien sie zwar evange-

lisch getauft, aber schon lange aus der Kirche ausgetreten. „Wir hatten nicht das Gefühl, dass uns das irgendetwas für unser Leben gibt“, erinnert sich Mutter Uta. Für sie und ihren Mann stand fest: Unsere Kinder sollen selbst entscheiden, ob sie glauben wollen oder nicht. „Das können sie natürlich nur tun, wenn sie wissen, was Glaube ist, und das haben wir zu Hause nicht vermittelt.“ Also kamen Rasmus' Schwester Carlotta und er in einen katholischen Kindergarten. „Carlotta hat dann ganz schnell gemerkt, dass das alles nicht so ihr Ding ist“, sagt Mutter Uta, „aber Rasmus ist dabei geblieben“.

Im vergangenen Jahr hat Rasmus sich taufen lassen, da war er acht. Zu dem Zeitpunkt sind seine Eltern sich sicher, dass der Junge nur eine Phase durchmacht. „In der Zeit wurde auch ein Freund von ihm getauft, und da dachten wir noch, gut, abwarten. Aber als er dann ein halbes Jahr später nicht aufhörte und zur Kommunion gehen wollte, war klar: Wir müssen das ernst nehmen“, erinnert sich seine Mutter. Für sie gehört der Glaube nämlich zu den Dingen, die Kinder durchaus allein für sich entscheiden können. „Da haben wir gar kein Recht, ihm reinzureden.“

Rasmus sieht die Welt durch große blaue Kinderaugen. Sie blitzen leicht auf, wenn er lacht. Außerdem kommt dann die kleine Lücke zwischen seinen Vorderzähnen zum Vorschein. Er sieht brav aus mit den dunkelblonden Haaren, die glatt aufliegen, und



sein schmaler Mund lässt ihn ernst wirken. „Spießer“ nenne ihn seine Familie manchmal scherzhaft, sagt seine Mutter. „Weil er einfach so korrekt ist in manchen Situationen.“

Zum Außenseiter macht sein Glaube ihn nicht, auch wenn die meisten seiner Freunde nicht in die Kirche gehen. „Mir ist das egal. Zumindest so halb. Ich will einfach nicht, dass meine Freunde was verpassen“, sagt Rasmus. Und das tun sie seiner Meinung nach, wenn sie nicht in die Kirche gehen.

Rasmus ist sensibel und nachdenklich, oft wirkt er in sich gekehrt. Er hat vielseitige Interessen, sein Bücherregal ist proppenvoll, und tagsüber ist er viel unterwegs. In der Kirche kann Rasmus zur Ruhe kommen. „Mein Lieblingsort ist die Krypta“, sagt er, „weil es da dunkel ist und leise“. Aber Kirche ist für Rasmus nicht nur still und leise. Am besten ge-

fällt ihm die Gemeinschaft, die ihn stützt. „Ich wollte mich taufen lassen und zur Kommunion gehen, um weiter in die Gemeinde aufgenommen zu werden.“ Für Rasmus' Mutter steht das außer Frage. „Er hat das wirklich aus Überzeugung heraus gemacht“, sagt sie. „Das Schönste war, dass alle zusammen gefeiert haben“, sagt Rasmus im Rückblick auf seine Taufe und die Kommunion. Jetzt besucht er regelmäßig den Messdienerunterricht. „Damit ich auch bald im Gottesdienst mitmachen kann.“

Julius Brockmann leitet die Messdienergruppe in Sankt Marien. Einmal in der Woche zeigt er den Dritt- und Viertklässlern Symbole in der Kirche, erklärt den Altarraum, bespricht mit ihnen Fragen, Wünsche und Sorgen rund um die Kirche. „Der Glaube kann den Kindern Halt und Orientierung geben“, sagt Brockmann. Außerdem sei

eine kirchliche Erziehung gut für das Sozialverhalten und den Umgang von Kindern miteinander. Und bei Rasmus kommt auch genau das besonders gut an. „Am besten find ich, dass wir alle zusammenarbeiten“, sagt er über die Messdienergruppe. Es sei schon erstaunlich, wie fest verankert Rasmus im Glauben sei, sagt Julius Brockmann. „In dieser Form habe ich das auch noch nie erlebt, vor allem, weil er das alles für sich selbst entscheidet.“

Rasmus besucht zurzeit die vierte Klasse in der katholischen Domschule Sankt Marien, direkt neben der Kirche. „Ich bin sehr gespannt, ob Rasmus auch noch dabei bleibt, wenn er nicht mehr in diesem katholischen Umfeld ist“, sagt seine Mutter. Rasmus selbst würde gerne nach der Grundschule auf ein katholisches Gymnasium gehen, doch seine Eltern sind skeptisch. „Nicht nur

wegen der Glaubenssache, sondern weil die Schule auch sehr elitär ist und wir das eigentlich nicht so gerne möchten.“

Vom Taschengeld hat Rasmus sich neulich einen hölzernen Gebetswürfel gekauft. Meist spricht er vor dem Schlafengehen mit Gott. „Dann erzähl ich ihm, wie der Tag gelaufen ist.“ Und manchmal bekommt er auch eine Antwort. „Aber nur im Traum.“

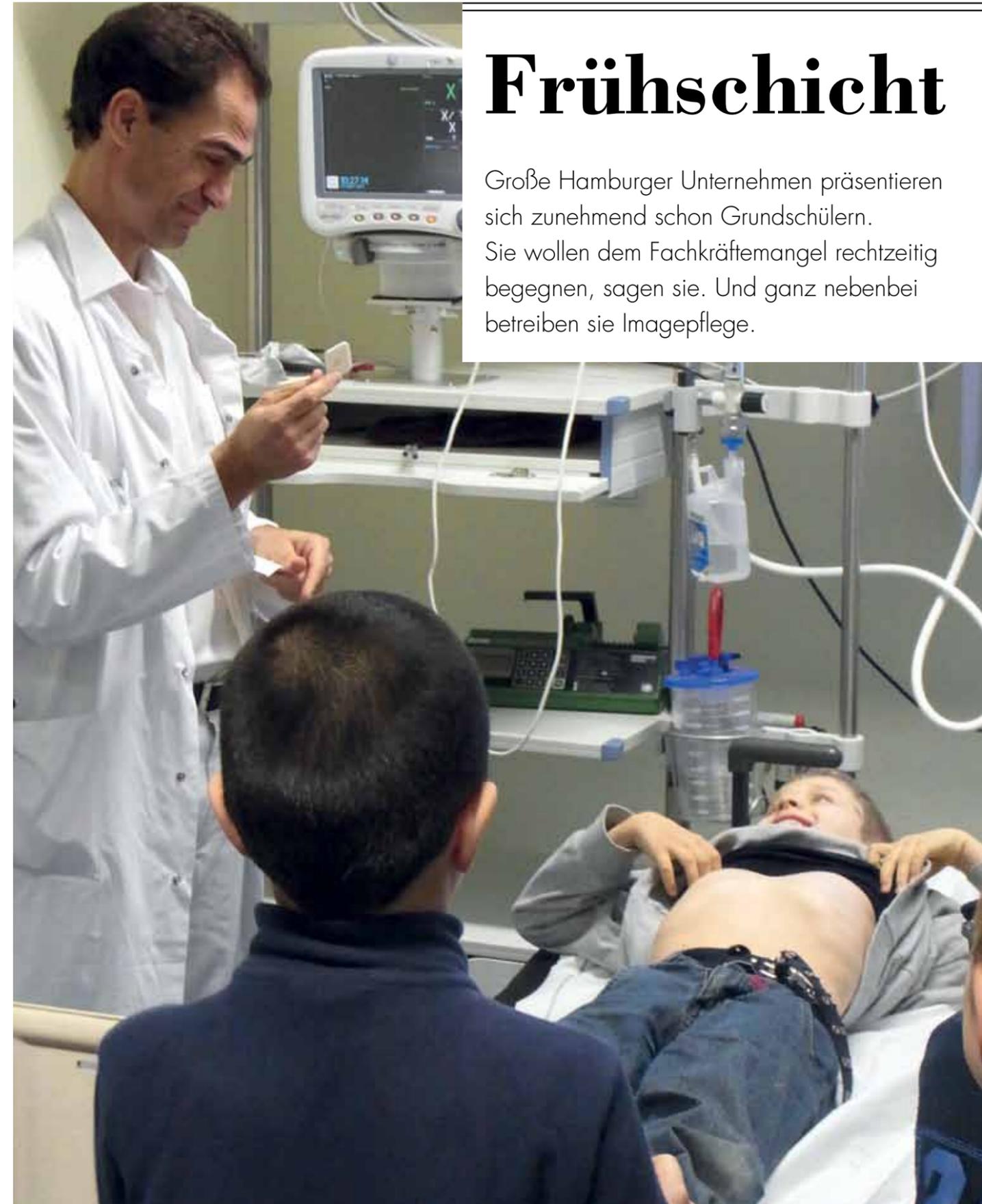
ANNIKA WITZEL, 24

„Hallo, lieber Gott, hier spricht Annika. Heute war ein schöner Tag. Beschütze alle, die ich lieb habe. Amen.“



Frühschicht

Große Hamburger Unternehmen präsentieren sich zunehmend schon Grundschulern. Sie wollen dem Fachkräftemangel rechtzeitig begegnen, sagen sie. Und ganz nebenbei betreiben sie Imagepflege.





SPANNENDER ALS FERNSEHEN:
IM KRANKENHAUSBETRIEB GIBT
ES VIEL ZU ENTDECKEN



SCHMERZFREI:
FÜR DAS EINGIPSEN FANDEN SICH SCHNELL FREIWILLIGE



Der neunjährige Daniel zögert erst, rollt sich dann aber ganz vorsichtig über den Rücken auf die Liege und blickt auf die Hände, die ihm drei kleine Sticker auf die nackte Brust kleben. Seine Mitschüler starren auf den Monitor und sehen, wie Daniels Herz zu sprechen beginnt. Das ist mal etwas anderes als Schule: Daniel ist mit seiner Klasse zu Besuch in der Hamburger Asklepios-Klinik.

Für die Klasse 3a der Grundschule Beim Pachthof im Stadtteil Horn ist das nicht der erste Ausflug in die Berufswelt der Erwachsenen. In diesem Jahr waren sie bereits bei drei anderen Unternehmen zu Besuch: Bei Beiersdorf haben sie Cremes angerührt, in der Druckerei Dürmeyer mit Papier und Farben hantiert. Und auch dieser Besuch in der Asklepios-Klinik in Barmbek ist kein herkömmlicher Wandertag, sondern eine Einführung in die Welt der Privatwirtschaft.

In Hamburg suchen Unternehmen immer häufiger den direkten Kontakt zu Schülern und Lehrern. Über Vermittlungsorganisationen, die Besuche wie diesen organisieren, geht das wesentlich einfacher als über die städtischen Behörden. Die Schule Beim Pachthof kooperiert schon seit einiger Zeit mit der Stiftung Kinderjahre. Die Stiftung möchte sozial benachteiligten Kindern

verschiedene Berufe und Arbeitsabläufe vorstellen und hat das Projekt „Learning Kids“ initiiert. Erklärtes Ziel ist es, ein „Businessnetzwerk für Kinder“ aufzubauen.

„Alle Unternehmen haben Nachwuchsprobleme und freuen sich sehr, wenn wir den Kindern so früh wie möglich verschiedene Berufe zeigen“, sagt Hannelore Lay, die Gründerin der Stiftung. Denn ob in großen Hotels, Chemiekonzernen, in Handwerksbetrieben oder in der Pflegebranche: Vier von zehn Hamburger Unternehmen können offene Stellen nicht besetzen. Der Fachkräftemangel hat Hamburg längst erreicht.

In der Asklepios-Klinik haben die Schüler einer Krankenschwester gerade beim Eingipsen eines Arms geholfen und dürfen jetzt noch einen Blick ins Labor werfen. „Ich will bitte, bitte eine Spritze haben.“ „Ja, eine Spritze“, jauchzen sie. Die Ärztin schmunzelt. „Das wäre aber Körperverletzung, und das wollen wir doch nicht.“ Sie steht vor riesigen Kühlschränken und hält den Drittklässlern eine gefrorene Blutkonserve hin und betont, wie wichtig Blutspenden sind. „Bitte sagt das auch euren Eltern zu Hause.“ Die Schulkinder nicken.

„Die Kinder sollen über die Unternehmensbesuche zu Multiplikatoren werden. Mit Berufsorientierung hat das aber nichts zu tun“, sagt Hannelore Lay. Die Kinder sollten sich nicht so früh entscheiden müssen, aber sie sollten gut finden, was Ärzte, Techniker und Fahrzeughersteller in ihrem Berufsleben machen. „Wir brauchen aber auch ganz einfache Zuarbeiter, wie Raumpfleger in den Betrieben, und es haben nicht alle Menschen dieselben Voraussetzungen. Darum

„Berufsorientierung“ steht seit 2003 im Hamburger Bildungsplan für Grundschulen, die konkrete Umsetzung aber ist den Schulen selbst überlassen.

zeigen wir Kindern das ganze Umfeld und ganz verschiedene Berufe“, sagt Lay.

Kooperationen von Grundschulen und Unternehmen werden von einigen Eltern mit Skepsis betrachtet. „Derartige Kooperationen sollten erst ab Klassenstufe sieben und acht stattfinden“, sagt Gerrit Petrich von der Hamburger Elternkammer, „vor allem, wenn es den Unternehmen darum geht, die Kinder frühzeitig zu rekrutieren.“ Erst in der Sekundarstufe hätten die Kinder ein gefestigtes Bild von Wirtschaft und vom Arbeitsleben und könnten dann auch ihre eigenen Interessen wahrnehmen. Deswegen seien enge Kooperationen zwischen Unternehmen und Grundschulen verfrüht.

Hannelore Lay von der Stiftung Kinderjahre entgegnet, dass es bei den Unternehmensbesuchen mit den Grundschulern nur darum gehe, Arbeitsabläufe kennenzulernen und soziale Fähigkeiten wie Kommunikationsfähigkeit und Dis-

ziplin zu verbessern, die in sozial schwachen Elternhäusern nicht ausreichend gut vermittelt würden.

Nach dem Ruhe-Elektrodiagramm, das Daniels Herzfrequenz und Herzrhythmus abgebildet hat, zeigt der Oberarzt den Drittklässlern noch, was man mit Ultraschall alles sehen kann. Maxi spielt jetzt den kleinen Patienten und kichert laut, als das Gel auf seinem Bauch verteilt wird. Der Kardiologe zeigt den Schülern, wo bei Maxi Leber, Gallenblase, Milz und Nieren liegen. „Und was ist mit dem Gehirn?“, fragt der neunjährige Anthony. Und dann rufen die Kinder im Chor: „Zeig Gehirn, zeig Gehirn“ und klatschen dazu, bis die Klassenlehrerin einschreitet. Der Arzt zeigt den Schülern dann immerhin noch Maxis Halsschlagader.

Auch wenn es der Stiftung nur darum geht, die Kinder neugierig zu machen, werden bei einigen Schülern auch erste Berufswünsche geweckt. Die neunjährige Sabrina weiß nach dem Klinikbesuch: „Ich will Ärztin werden. Weil das ein guter Beruf ist, und man verdient auch mehr. Meine Mutter möchte auch, dass ich das mache.“ Berufsbilder vorzustellen und Berufsorientierung lassen sich eben nicht so eindeutig trennen.

„An uns werden immer wieder Anfragen von Unternehmen herangetragen, die an Partnerschaften mit Schulen interessiert sind. Die große Mehrzahl ist aber von Eigeninteressen geprägt“, sagt Per Lorenz vom Landesinstitut für Lehrerbildung und Schulentwicklung Hamburg. Ob Partnerschaften mit Firmen und Firmenbesuche in der Grundschule tatsächlich sinnvoll sind, liege im Ermessen der Schule.

Konzerne und Aktiengesellschaften geben sich uneigennützig, wenn es um Grundschulbesuche geht. Dass Unternehmen damit ganz nebenbei auch Nachwuchsrekrutierung oder Imagepflege betreiben, wird offiziell nicht bestätigt. „Uns geht es darum, dass die Kinder Tipps zum Gesundbleiben erhalten und dabei Spaß haben“, sagt Matthias Eberenz, Pressesprecher der Asklepios-Klinik.

„Wenn es tatsächlich nur darum gehen soll, den Kindern die Arbeitswelt nahezubringen, dann ist ein Besuch bei der Feuerwehr, der Polizei oder in einem städtischen Krankenhaus besser geeignet“, findet hingegen Gerrit Petrich von der Hamburger Elternkammer.

Bei der Klasse 3a kam der Besuch im Blutlabor der Klinik gut an. Als kleines Andenken haben die Grundschüler Behälter für Urinproben bekommen. Wenn Daniel zurück auf dem Schulhof ist, will er seinen gleich mal ausprobieren.

ARIANE MISSUWEIT, 26

„Ich weiß bis heute nicht, was ich werden will, wenn ich mal groß bin.“ (1,87 m)



HYGIENE-CHECK: WO KLEBEN NOCH MIKROBEN?
SAUBERE HÄNDE SIND IM KRANKENHAUS EIN MUSS

PUNK VS. STREBER

Loser, Sportass oder Nerd:
Jeder hatte in der Schule seine Rolle.
In der Brust unserer Autorin aber schlugen
zwei Herzen:

Der rebellische Punk versuchte, sich
gegen den spießigen Streber durchzusetzen.



An meinem ersten Schultag begleitete mich der Streber. Er konnte schon lesen, klar, er war ja auch schon groß und viel schlauer als die anderen. Er war das Kind eines Bildungsbürger-Haushaltes, spielte Geige und Klavier und hatte sich in seinen ersten Lebensjahren die Zeit ausschließlich mit pädagogisch wertvollem Holzspielzeug vertrieben. Sein Weg auf das Gymnasium war vorgezeichnet. Der Streber hielt stolz seine rote Drachenschultüte in der Hand. Er schrieb eine Hausaufgabe 15 Mal ab, um einen Fleißstempel zu bekommen. Er hielt sich für äußerst talentiert.

Der Punk in mir erwachte, als ich neun Jahre alt war. Der Punk hatte meistens keine Lust dazu, das zu tun, was man ihm sagte. Er trat in mein Leben, als ich gerade auf dem Weg zur Schule war. „Was sind 'n das für Leute, die dir sagen, du sollst zur Schule gehen? Wer gibt 'n denen das Recht dazu?“, fragte er mich. Den Gedanken fand ich einleuchtend. Ich ging nicht zur Schule. Meine Lehrerin fand der Punk sowieso doof, sie hatte eine rote Nase und einen typischen Grundschullehrerinnen-Doppelnamen.

Der Streber war stolz, als die nette Lehrerin ihm die Empfehlung fürs Gymnasium gab. Der Punk lachte nur verächtlich, als sie ihm riet, in der neuen Schule nicht immer mit dem Kopf voran durch die Wand zu rennen. In den ersten zwei Jahren auf dem Gymnasium lief es gut für den Streber: Er gewann zwei Latein-Wettbewerbe und schrieb in Vokabeltests meistens Einser.

Der Punk hingegen quatschte gern mit seinen Sitznachbarn. Deshalb wurde er strafversetzt, in die letzte Reihe zu den Jungs. Die waren älter und cooler als er. Der Punk wollte ihnen gefallen. Er fing an zu rauchen. Unbeholden stand er nach der Schule an der Bushaltestelle und paffte seine erste Zigarette. Danach wurde er von Hustenanfällen geschüttelt. Doch der Punk war ehrgeizig: Bald perfektionierte er das Rauchen.

Auch der Streber war ehrgeizig. Er wollte in Klassenarbeiten gut sein, am besten besser als alle anderen. Er fuhr in den Sommerferien in die Sprachferien nach England und spielte Geige im Scholorchester. Später wollte er mal ein berühmter Autor werden und Bestseller schreiben. Die Welt verändern. Mindestens. Der Punk wollte lieber Rockstar werden. Er kaufte sich eine E-Gitarre und spielte, bis ihm die Finger bluteten. Für Hausaufgaben und ähnliche Kleinigkeiten hatte er keine Zeit. Der Punk fand, dass das wahre Leben sich auf der Straße abspielte. Draußen war für ihn gleichbedeutend mit Freiheit.

Der Streber hingegen ging in seiner Freizeit gern zu den Pfadfindern. Er betreute dort eine Kindergruppe und lernte, Verantwortung zu übernehmen. Er fühlte sich sehr erwachsen. Der Punk fand das eher uncool. Er hing lieber mit seinen Freunden herum. Zur Schule ging er nur noch sporadisch. Er kam häufig ein paar Stunden zu spät und ging ein paar Stunden zu früh wieder. Er war in der zehnten Klasse, als er von der Schule flog.

Für den Streber war das ein Schock. Er wollte sein Abitur machen, studieren, eine Karriere anstreben. Der Punk fand das super, er wollte sowieso nur raus, in eine andere Stadt, eine andere Welt, eine andere Hemisphäre. Er kam auch raus. Nach Windeck-Herchen in ein beschauliches Internat. Der Streber freute sich. Hier würde er endlich Zeit haben, sich auf die Schule zu konzentrieren. Der Punk langweilte sich ganz fürchterlich. Während der Streber Englischhausaufgaben in epischer Länge schrieb, ging der Punk in den Hungerstreik. Er wollte weg aus dieser Hölle, wo man ihm nicht nur sechs, sondern 24 Stunden am Tag vorschrieb, was er zu tun und zu lassen hatte. Neben den Lehrern landeten nun auch die Erzieher auf seiner persönlichen Shitlist. Und die Mitschüler. Der Koch. Sowieso eigentlich alle. Der Punk wurde bald sehr einsam.

Der Streber hingegen blühte auf. Am liebsten ging er in den Philosophie-Unterricht. Da verspürte er so einen Hauch von weltumfassender Weisheit, er fühlte sich akademisch. Der Punk bemerkte, dass es ihm hier schwer fiel zu provozieren. Ideen standen gleichwertig nebeneinander. Man nahm ihn ernst. Er begann, ein seltsames Interesse an den Gedanken von toten alten Männern zu entwickeln. Der Streber kämpfte um jede Note, um jeden Punkt. Sein Abiturzeugnis nahm er mit stolzgeschwellter Brust entgegen. Der Punk klopfte ihm verhalten auf die Schulter. Innerlich freute er sich nur auf die große Freiheit.

Die Freiheit kam, doch der Punk merkte schnell: Weil ihm keiner mehr etwas vorschrieb, hatte er nichts mehr, wogegen er sich auflehnen konnte. Er zog sich zurück. Der Streber ging an die Universität. Er zog es durch, Studium, Stipendium, Auslandssemester, Praktika, Sprachkurse, das ganze Programm. Tag und Nacht arbeitete er an der Optimierung seines Lebenslaufs – der Arbeitsmarkt war schließlich umkämpft, und die Konkurrenz schlief nicht. Der Punk lag währenddessen auf der Couch, aß Chips, guckte Fernsehen und wurde träge.

Am Tag meiner Abschlussprüfung an der Uni begleiteten mich der Streber und der Punk. Der Streber hatte sich monatelang vorbereitet, in der Bibliothek gegessen und zusammengefasst, abgeschrieben und auswendig gelernt. Er machte sich Sorgen, dass seine Leistung nicht ausreichen würde. „Entspann dich mal“, sagte der Punk. „Geh da rein, rock den Scheiß. Und danach gehen wir feiern.“

SUSANNE HEFEKÄUSER, 25

„Mein Punk geht nach dem Seminar erst einmal auf die Reeperbahn.“



GETRENNTE WEGE

Melisa und Serap sind Hamburgerinnen mit türkischen Wurzeln. Sie sind sich ähnlich und auch wieder nicht.

„EINFACH ICH SELBST SEIN“

Ich kann viel besser Deutsch als Türkisch. Natürlich ist die Türkei ein Teil von mir, aber ich bin da höchstens ein paar Wochen im Jahr. Bereits meine Großeltern haben in Deutschland gelebt. Ich habe beide Staatsbürgerschaften. Das ist für mich kein großes Thema. Ich trete ja nicht als Türkin oder als Deutsche auf, sondern als Ich. Als Kind spielt es keine Rolle, woher man kommt. Man spielt einfach zusammen. Die Nationalität wurde erst wichtig, als man angefangen hat, über Heimat zu sprechen. Das war aber erst später, in der Schule, als man was über andere Länder gelernt hat. Mein Denken war nie auf Hamburg beschränkt. Ich wusste, dass es noch was anderes gibt. Ich bin ja auch mit der türkischen Seite aufgewachsen. Wenn ich als Kind aus dem Urlaub in der Türkei zurückkam, sind mir Unterschiede aufgefallen: Die Menschen in Deutschland sind kälter, weniger offenherzig. Ich glaube, dass mich Deutschland verändert hat, denn wenn ich jetzt in die Türkei fahre, finde ich, dass die Türken etwas aufdringlich sind.

Meine Eltern würden es nicht gut finden, wenn ich einen Freund hätte. Ich finde das eigentlich auch okay. Ich denke mir: Meine Mutter weiß besser Bescheid als ich, dann höre ich lieber auf sie, bevor ich hinterher enttäuscht werde. Meine Eltern haben Angst, dass schlecht über mich geredet wird. Mit der Religion hat das aber weniger zu tun. Mein Glaube ist der Islam, aber ich bin nicht besonders religiös. Natürlich bin ich für andere Religionen offen. Ich selbst trage kein Kopftuch, meine Mutter trägt auch keins, aber meine Oma trägt eins, aber die ist ja auch in der Türkei aufgewachsen.

Für die Zukunft wünsche ich mir, dass ich mein Leben so leben kann, wie ich es möchte. Meine Kinder sollen es auch mal gut haben. Nach dem Abitur 2015 würde ich gerne nach Frankreich gehen. Vielleicht werde ich Französisch-Lehrerin.

Ich habe eigentlich keine Vorbilder. Ich möchte mein eigenes Ding machen und mich nicht an jemandem orientieren, sondern einfach ich selbst sein.

Melisa Günel ist ebenfalls 14 Jahre alt, in Hamburg geboren und besucht dasselbe Wilhelmsburger Gymnasium. Sie hat einen jüngeren Bruder.

RAPHAEL RAUCH, 25

„Früher hab ich türkischen Hauptschülern Nachhilfe gegeben. Gymnasiastinnen mit türkischen Wurzeln hab ich in Hamburg zum ersten Mal getroffen.“



„MOHAMMED IST MEIN VORBILD“

Ich würde mich als europäische Türkin bezeichnen. Ich bin in Deutschland geboren, meine Eltern kommen aus der Türkei. Später möchte ich was mit Medizin machen. Vielleicht werde ich Ärztin oder Apothekerin, eröffne eine Praxis und verdiene viel Geld. Hier am Gymnasium habe ich Latein als Fremdsprache – für das Medizinstudium bringt mir das hoffentlich was. Auch wenn es schwer ist, eine tote Sprache zu lernen.

Die deutschen Mädchen dürfen einen Freund haben, lange aufbleiben oder schon mit 16 in die Disco gehen. Ich finde das nicht gut, weil die sind dann, ich sag' jetzt mal: schmutzig. Die werden schon im jungen Alter schlampige Mädchen. Natürlich kommt mal der Zeitpunkt, wo ich einen Freund haben werde, aber ich will nicht mit tausenden Männern zusammen sein, ich warte auf den richtigen. Mit 14 ist man ja noch ein Kind, deswegen finde ich es auch albern, wenn deutsche Mädels schon in diesem Alter einen Freund haben. Meine Brüder werden nicht anders erzogen als ich. Aber sie bekommen mehr Taschengeld. Ich finde das gut. Jungs gehen mehr raus, sie brauchen mehr Geld. Im Haushalt helfen meine Schwester und ich mit. Meine Brüder machen ihr eigenes Zimmer. Ich finde, das reicht. Frauen können besser putzen als Männer. Es ist aber nicht unmännlich, sauber zu machen.

Mein größtes Vorbild ist mein Prophet Mohammed. Der Islam ist für mich sehr wichtig. Man hat eine Religion und muss danach leben, damit man am Ende etwas erreichen kann. Es war meine eigene Entscheidung, Kopftuch zu tragen, das war auf keinen Fall Unterdrückung – denn die fände ich richtig schlimm. Komisch finde ich, dass man in der Türkei kein Kopftuch in der Schule tragen darf, in Deutschland aber schon. Das finde ich super, hoffentlich kommt das in der Türkei noch.

Ausländer sollten sich mehr bemühen, Deutsch zu sprechen. Und von den Deutschen wünsche ich mir, dass sie Toleranz zeigen. Für Integration braucht man beide Seiten.

Serap Üsük, Name geändert, ist 14 Jahre alt, in Hamburg geboren und geht auf ein Gymnasium im Stadtteil Wilhelmsburg. Sie hat eine Schwester und zwei Brüder.



WIE WINDPOCKEN

Langeweile gehörte früher zur Kindheit wie Windpocken und Masern. Heute wird sie von übervollen Terminkalendern vertrieben. Und sie wird unterschätzt.



Der Himmel hängt trüb im Fenster, Regentropfen kriechen die Scheibe herunter. Ein diesiger Dienstagmittag im Oktober. Solche Nachmittage hatte ich viele, viel zu viele, als ich klein war. Lang, langsam, langweilig waren sie. Die Zeit war altes, zerkautes Kaugummi.

Heute ist Zeit Gold. Flüssiges Gold, das mir ständig durch die Finger rinnt. Langeweile ist eine entfernte Erinnerung an verflissene Kindheit. In meinem erwachsenen Leben hat sie keinen Platz. Früher sagte Mama: „Der Mensch schlägt die Zeit so lange tot, bis sie sich revanchiert.“ Und ließ mich trotzdem auf dem Sofa dümpeln. Nicht, weil sie etwa den pädagogischen Wert der Langeweile erkannte, sondern weil sie nie auf die Idee gekommen wäre, meine Animateurin zu sein.

Langeweile gilt als Petrischale für Kreativität und als ein Weg zu sich selbst. Trotzdem kann ich mich nicht erinnern, wann mein Tag das letzte Mal mehr Stunden hatte als Punkte auf der To-Do-Liste oder ungelesene Bücher im Regal.

Ich will wieder das Gefühl aus den Kindertagen spüren. Rausfinden, ob ich es verlernt habe.

Skype, Facebook, I-Phone – alles aus. Ich schließe mich für drei Stunden in ein leeres Büro ein. Kein Computer, kein Block, kein Stift. Um mich herum ist nur Raufasertapete und grauer Teppichboden – eine Umgebung, so aufregend wie Haushaltsseife. Die Langeweile bekommt einen stilgerechten Empfang.

Doch sie beeilt sich nicht. Kein Stillstand tritt ein. Ich räume meinen Kopf auf, denke Texte und Gedanken zu Ende, lasse die Reisen der letzten Monate Revue passieren. Und ich ärgere mich. Seit Stunden sitze ich rum, und es wird einfach nicht öde. Seit Stunden? Ein Blick auf die Uhr sagt, dass ich seit 20 Minuten im Büro bin. Die Langeweile ist also doch da, zumindest in ihrer ursprünglichen Bedeutung. Lange Weile, das Gegenteil von Kurzweil – die knappe Zeit hat sich auf wunderbare Weise gedehnt.

Die Langeweile langweilt mich nicht nach einer Stunde und auch nicht nach zwei. Ich gucke Kopfkino, schaue Regentropfen beim Wettrinnen zu und denke darüber nach, was ich über Langeweile gelesen habe: Kinder brauchen sie, um Konzentri-

onsfähigkeit und ein Gefühl für Wichtiges und Unwichtiges zu entwickeln. Um neues Wissen zu arrangieren, braucht der Mensch Leerlaufphasen. Psychologen befürchten, dass sie heutigen Kindern fehlen – zu viele Reize, zu viele Termine. Ein Terminator im Dauereinsatz langweilt sich nicht.

Ich sollte meinen Eltern also für all die langweiligen Oktobernachmittage danken und froh sein, dass sie meine Nörgeleien mit „Wer sich langweilt, ist selber langweilig“ abschnitten. Weswegen ich den Korbsessel mit Bällen zu einem Riesenvogelnest, die Hauskatze zu einem Tiger und Mamas Schlüpfer zum Fallschirm für den Hamster umfunktionierte. Der eigene Kopf wurde zum Unterhaltungszentrum.

Natürlich sehne ich mich heute im leeren Büro nach dem Bleepen von Skype, nach Youtubevideos oder einem Buch. Kurz: nach einer Pause von meinem Ich. Doch die Kaugummistunden gibt es nicht mehr, gerade weil ich in der Kindheit lernen musste, mir selbst genug zu sein. Langeweile ist wie Windpocken – wer sie als Kind durchgestanden hat, dem kann sie später nichts anhaben. Denn er hat gelernt, sich selbst auszuhalten.

Ich habe Unrecht gehabt: Die Langeweile ist nicht aus meinem Leben verschwunden. Sie hieß später Chillen und heute – Muße. Inzwischen ist sie ein willkommener Gast, den man leider zu selten einlädt.

WLADA KOLOSOWA, 24

„Meine Kreativität, die aus Langeweile geboren wurde, ließ ich am liebsten auf der Tapete aus – und einmal auf Mamas Diplomurkunde.“



MARCOS

FREMDKÖRPER





MARCO WEISS GENAU, WER ER IST. UND SEIN KÖRPER WIRD IHM BALD FOLGEN

nur an die Wand“, sagt der 15-Jährige. „Ich gucke gar nicht nach unten.“ Denn da wäre er wieder: sein falscher Körper.

Marco ist als Mädchen zur Welt gekommen. In seiner Geburtsurkunde und seinem Ausweis steht „Denise“, weiblich. Ein Fehler, sagt Marco. Er will seinen Namen ändern lassen, denn solange er denken kann, fühlt er sich als Junge.

„Denise hat für mich nie existiert“, sagt Marco – nicht mal in seinen Träumen. Nur ein Mal hat Marco von sich als Mädchen geträumt: Er war an einem Bahnhof und rannte einem Zug hinterher. Plötzlich fiel sein Mädchenkörper hin. Als er sich wieder aufraffte, war er ein Junge. „Das war schon eine Enttäuschung, als ich dann aufgewacht bin“, sagt er.

Wenn Marco von seinem falschen Körper und Denise redet, geraten seine sonst so flüssigen Sätze ins Stocken. Seine blauen Augen irren dann durch den Raum, so als würden sie eine Fliege verfolgen. Er muss sich anstrengen, über Denise zu reden. „Das ist meine Vergangenheit“, sagt er. „Der Na-

me ist nur für die, die an das glauben, was von außen sichtbar ist.“

Von außen versteckt Marco Denise unter Schlabberklamotten und Baggypants. Rein biologisch ist sein 15 Jahre alter Körper noch immer der eines Mädchens. Da sind weibliche Chromosomenpaare, Ansätze eines Busens, Mädchenwangen und eine Haut, so zart wie ein Pfirsich.

In Denises Körper steckt Marco. Das war für ihn schon immer so.

Als er fünf war, wollte Marco, damals noch Denise, bei einem Strandurlaub nur noch Dennis genannt werden. Als das kleine Mädchen aufs Männerklo ging, schimpften die Eltern.

„Das ist vielleicht nur eine Phase“, sagte sich seine Mutter Annett damals. Doch die Phase wurde zum Dauerzustand.

Freunde und Bekannte sagten ihr immer häufiger, dass an ihrer Tochter ein Junge verloren gegangen sei. Mit acht haute die kleine Denise ihrer Mutter um die Ohren, dass sie sich in einen

SEIT MARCO DENKEN KANN, WEISS ER, DASS ER IM FALSCHEN KÖRPER STECKT. NACH SEINEM OUTING HAT FÜR DEN 15-JÄHRIGEN EIN NEUES LEBEN BEGONNEN: ER MUSS NICHT MEHR DENISE SEIN.

Mann umoperieren lassen möchte. „Ich habe lange Zeit vermutet, dass er lesbisch sein könnte“, erinnert sich die Mutter.

Er – das geht Marcos Mutter jetzt ganz einfach von den Lippen. Seit gut einem Jahr nennt sie ihr Kind Marco. Per E-Mail hatte er sich seiner Mutter geöffnet, hat ihr geschrieben, dass er jetzt einen Namen für seine inneren Gefühle hat: Transsexualität.

Der Vater, der von der Mutter getrennt lebt, ignorierte die Zeichen, solange es ging. Er sah in Marco immer das Mädchen, das lieber mit Jungs spielte und gerne kurze Haare und Jeans trug. Dass sein Vater mittlerweile „mein Sohn“ sagt, macht Marco glücklich.

Auch in der Schule ist Marco seit fast einem Jahr geoutet. Seine Klassenkameraden akzeptieren seine Situation. Sie verstehen, dass er nicht dabei sein möchte, wenn alle schwimmen gehen, dass er sich im Sportunterricht in einer extra Kabine umziehen muss, dass er bis zu Hause wartet, wenn er auf Toilette muss.

Medizinisch gesehen ist Transsexualität eine Geschlechtsidentitätsstörung. Das Äußere und das Innere eines Menschen passen nicht zusammen. Um beides miteinander zu verknüpfen, bekommt Marco alle drei Monate Spritzen – es sind Hormone.

Der Ort, an dem Marco seinen Männerkörper erhalten wird, ist eine Praxis in Hamburg-Altona. Sie gehört Achim Wüsthof, einem Spezialisten auf dem Gebiet. „Durch eine Hormonbehandlung versucht man den Körper dem gefühlten Geschlecht anzupassen“, sagt der Arzt. Aufgeregt sitzt Marco Achim Wüsthof gegenüber. Es ist das erste Mal, dass ihm neben so genannten Pubertätshemmern auch Testosteron gespritzt wird.

Pubertätshemmer und Testosteron kann man sich wie Tasten auf einer Fernbedienung vorstellen. Die eine Spritze ist die Pause-Taste für Denise und den falschen Körper: Die Brüste hören auf zu wachsen, Regel und Zeugungsfähigkeit stellen sich ein. Wenn man das Mittel absetzen würde, würde die weibliche Pubertät

wieder beginnen. Die andere Spritze funktioniert wie eine Play-Taste für Marco und sein Leben als junger Mann: Die Stimme wird durch das Testosteron tiefer, auf der zarten Mädchenhaut werden bald Barthaare und vielleicht auch Pickel sprießen. Die Tatsache, dass die Veränderungen rein optisch auch Nachteile haben könnten, macht Marco keine Angst. „Ist nicht so schlimm“, sagt er. „Pickel hatte ich schon.“

Der 15-Jährige ist einer der Jüngsten in Deutschland, der diese Hormone bekommt. Gerade einmal 100 Kinder und Jugendliche lassen sich schätzungsweise so behandeln. Hormonspezialist Wüsthof hat in seiner Praxis 40 Patienten.

Teenagern Hormone zu spritzen, ist umstritten. Zwar müssen Psychologen erst eine Identitätsstörung bescheinigen, dennoch bleibt das Risiko: Was, wenn sich ein junger Patient später doch noch einmal umentscheiden will? „Wenn die Fälle sehr eindeutig sind, ist es geradezu eine Horrorgeschichte, einen Menschen durch eine ungewollte

Pubertät zwingen zu wollen“, sagt Wüsthof.

Für Marco ist die Sache eindeutig: Er möchte nicht mehr ohne Penis aufwachen. Spätestens wenn er volljährig ist, wird er sich zum Mann umoperieren lassen. „Wenn mein Vater zustimmt, geht es vielleicht auch schon früher.“ Dann möchte er einen tollen Job –, auf keinen Fall im Büro –, eine nette Bleibe und natürlich die passende Frau dazu. „Dunkelhaarig und hübsch“, so viel steht als Traumfrau-Profil schon mal fest – und nicht blond und burschikos.

LAZAR BACKOVIC, 24

„Helden – das waren für mich immer starke Männer in Kostümen. Jetzt ist es ein 15-jähriger Junge in einem Mädchenkörper.“



BUCH-TIPP



QUIZFRAGE

Wenn man alle hasserfüllten Zeitungsartikel über Latte-Macchiato-Mütter übereinander stapeln würde, wie hoch wäre der Turm? Hoch. Sehr hoch. Und genau deswegen fragt man sich: Warum muss Anja Maier noch einen draufsetzen? Vielleicht ist es Mitteilungsbedürfnis, vielleicht eine öffentliche Therapiesitzung im Kampf gegen Styler-Eltern. Gebraucht hätte es das Buch nicht. Spaß macht es bisweilen trotzdem: lustige Sprache, nette Szenen – und mancher Leser wird sich erlappt fühlen.

Anja Maier: „Lassen Sie mich durch, ich bin Mutter“, Bastei Lübbe, 254 Seiten, 8,99 Euro€



ÜBERRASCHUNG

Liebe Frau Unverzagt, da wettern Sie gegen die Flut von Erziehungsratgebern und tun dies – Überraschung! – in Form eines Erziehungsratgebers. Das muss man erstmal bringen.

Ansonsten nichts Neues: Gestählt vom „Lehrerhasser-Buch“, giften Sie unterhaltsam gegen alles, was nervt. In diesem Fall: überfürsorgliche Eltern. Stets mit Sinn zur Überspitzung, manchmal nah am Populismus. Ein Buch wie Bayern München: Man liebt es, oder man hasst es. Eben ein echter Unverzagt.

Gerlinde Unverzagt: „Eltern an die Macht!“, Ullstein, 237 Seiten, 8,99 Euro€



EMPÖRUNG

Journalist schreibt Empörungsbuch: Wie Deutschland seine Kinder versaut. Wenig Kitas, schlechte Förderung, die alte Leier. Muss man sich das antun? Man muss, denn dieses Buch ist anders: im Ton nüchtern, in der Sache fundiert, mit Quellenverzeichnis garniert. Von Alarmismus keine Spur. Diese Ernsthaftigkeit macht Berths Forderungen glaubwürdig: weg vom Gießkannenprinzip, hin zu gezielter Hilfe für Benachteiligte. „Soziale Ungleichheit wird zwar nicht verschwinden – aber erträglicher, wenn Veränderung möglich wird.“

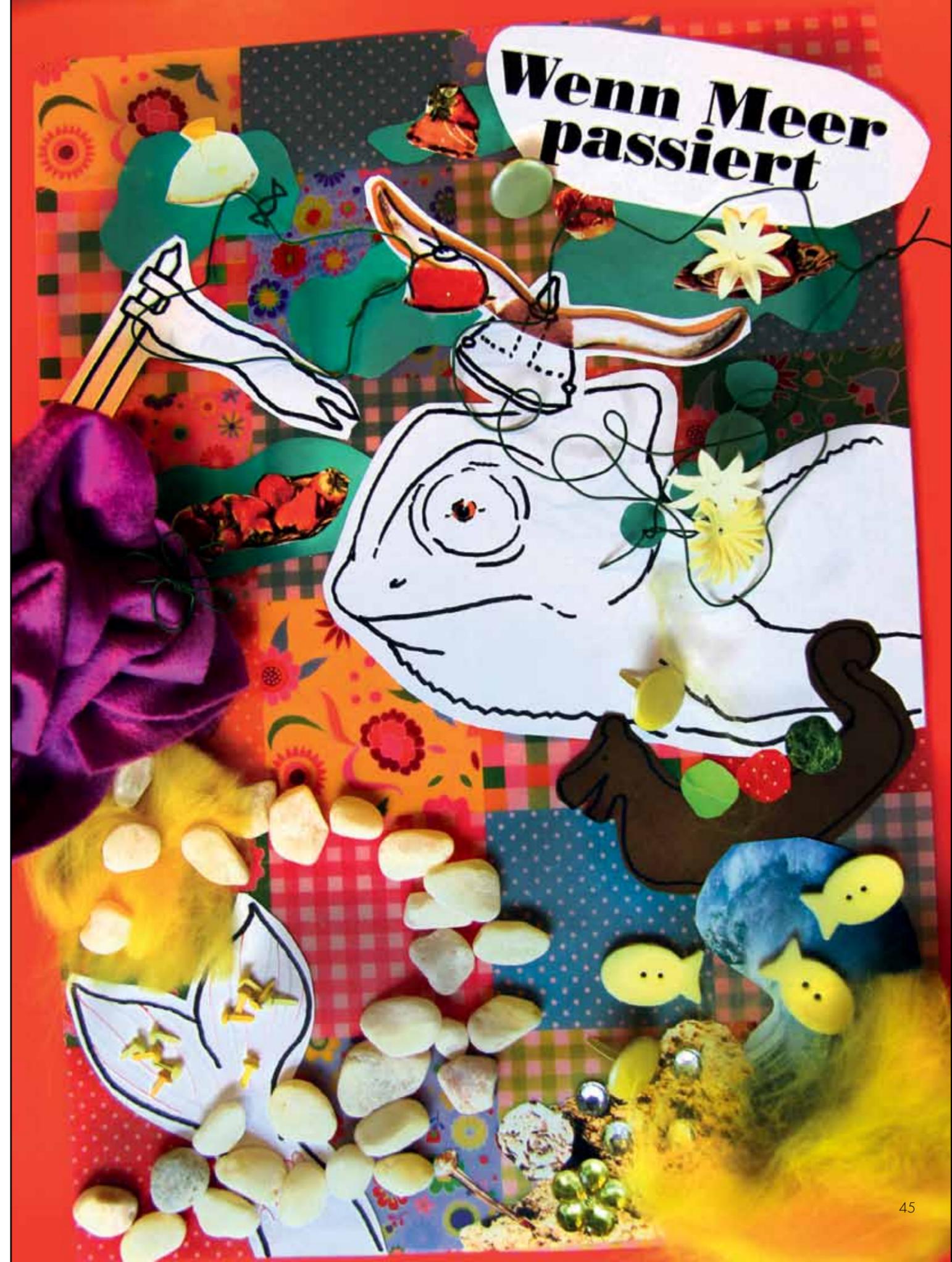
Felix Berth: „Die Verschwendung der Kindheit“, Beltz, 207 Seiten, 17,95 Euro€

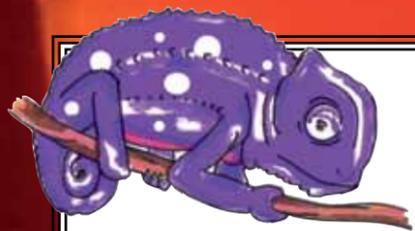


KOMMERZ

Schön, wenn sich jemand Sorgen macht. Schlecht, wenn das ein Geschmäcke hat. Susanne Gaschke, ZEIT-Redakteurin und Sachbuch-Autorin, führt einen Kreuzzug gegen Kommerz im Kindesalter. Sie prangert Vuitton-Fummel für Jüngste ebenso an wie Pokemon-Hype und Lillifee-Terror. Das Ganze ist launig geschrieben und nett verpackt – ein Bestseller-Anwärter. Doch wie authentisch sind Gaschkes Bedenken? Als Herausgeberin vom Kindermagazin „ZEIT Leo“ sitzt sie selbst im Glashaus. Die Antwort bleibt offen – auch im Buch.

Susanne Gaschke: „Die verkaufte Kindheit“, Pantheon, 272 Seiten, 14,99 Euro





G

efährliche Piraten, verrückte Feen, zauberhafte Welten: Mit Fantasie erobern sich Kinder die Welt. Psychologen wissen, dass kreatives Spielen für die Entwicklung eines Kindes wichtig ist.

Sie lernen sich in andere hineinzusetzen und Alternativen abzuwägen. Unsere Autorin ist auf kindliche Entdeckungsreise gegangen – mit zwei fünfjährigen Experten, Leonie und Silas.

Voll kindlicher Ideen – und einer Prise eigener Fantasie – hat sie diese Vorlesegeschichte geschrieben.

VORLESEZEIT: 8 MINUTEN



Auf dem Meer

Silas steht an Deck und genießt die kühle Brise. Er schaut zum lila-farbenen Himmel, an dem hellblaue Zuckerwolken vorüberziehen. Seit Tagen sind sie keinem anderen Schiff begegnet. Seine Wikingerkluft zwickt und zwackt überall. Immer wieder rutscht ihm sein großer Helm ins Gesicht. „Wenn doch nur endlich etwas passieren würde“, denkt er und dreht einen Knopf in seinen Händen, der zum achten Mal von seinem Hemd abgegangen ist. „Blödsinniges Ding“, murmelt er und wirft ihn in hohem Bogen ins Wasser.

Unter dem Meer

Mit ihrem langen Fischschwanz schiebt sie Steine über den Meeresboden. Leonie langweilt sich schon seit siebenundzwanzig Tagen, drei Stunden und siebzehneinhalb Minuten. „Wenn doch nur endlich mal was passieren würde ...“, denkt sie und kritzelt mit ihrem linken Zeigefinger Figuren in den schlammigen Sand. Da sieht sie etwas Silbernes zwischen den Steinen glitzern. Seit ihrem dritten Geburtstag liebt sie alles, was glitzert. Sie hat sogar eine kleine Schatztruhe in ihrer Kindermuschel. Eine alte Blechdose ihrer Mutter – dort hinein kommen all ihre Schätze, die sie beim Spazierschwimmen findet. „Wie eine Elster“, sagt ihr Vater immer, aber eine Elster hat Leonie noch nie gesehen. Es müssen wohl die Tiere mit dem besten Geschmack sein, wenn sie auch alles mögen, was glitzert. Eilig greift sie in den Schlamm und zieht das silberne runde Stück Metall aus dem Boden.



Auf dem Meer

„Ef könnte wirklich mal wieder waf paffieren“, krakeelt das kleine Chamäleon auf Silas Schulter. Piraten haben einen Papagei auf der Schulter, das wollte der Wikinger Silas nicht nachmachen. Er wollte ein noch interessanteres Tier haben. Chamäleon Barbarella war da die richtige Wahl. Sie kann zwar kein „s“ sprechen – immer klingt es nach „f“ –, aber dafür kann sie, wie alle Chamäleons, ihre Farbe wechseln. Eigentlich zur Tarnung, aber manchmal auch nur so zum Spaß. Gerade ist sie lila mit großen weißen Punkten. „Ja, ich langweile mich auch“, antwortet Silas und streichelt ihr dabei über den Kamm auf ihrem Kopf.

Unter dem Meer

„Ein Blubbel!“, ruft Leonie hoch erfreut. Eigentlich ist es der Knopf von Silas, aber das Wort Knopf kennt sie nicht. Sie hat aber schon öfter welche gefunden und da sie so lustig rund sind, wie die Blubbelblasen, die ihr Flunderfreund Achilles machen kann, hat sie die Knöpfe kurzerhand Blubbel getauft. „Wo kommen die wohl immer her? Vielleicht vom Himmel – wie das Licht? Glitzer muss doch daher kommen, wo das Licht herkommt ...“ Sie war noch nie oberhalb des Wassers. „Zu gefährlich“, hat ihr Vater gesagt, „zu traurig“, ihre Mutter. Aber eines Tages will Leonie es selbst sehen. Das hat sie sich fest vorgenommen. Sie weiß nur nicht, ob sie genug Mut hat.

Auf dem Meer

„Filaf, wuffteft du, daff unter dem Meer etwaf leben foll, daf halb auffieht wie ein Menfch und halb wie ein Fifch? Daf hat mir Fiegfried Fonderbar erzählt, der groffe Pirat.“ „Man darf halt nicht alles glauben, was die den ganzen Tag quatschen“, sagt Silas wenig interessiert. „Und wenn ich den ganzen Tag auff Meer ftarre, ich mach daf fo lange, bif ich fo ein Tier fehe.“ „Starren, das klingt ja noch langweiliger“, denkt sich Silas, will Barbarella aber nicht zurückhalten, als sie sich umdreht, um besser aufs Wasser sehen zu können.

Wenn Meer passiert



Unter dem Meer

Langsam, ganz langsam nähert sich Leonie der Oberfläche. Das Gelb des Wassers wird immer heller, weil immer mehr Licht darauf fällt, je weiter sie nach oben schwimmt. „Eigentlich muss es doch wunderschön sein, dort zu leben, wo all das Licht der Welt ist“, flüstert sie, um sich selbst noch etwas mehr Mut zu machen. Jetzt ist sie kurz unter der Oberfläche. Vorsichtig streckt sie ihren linken Zeigefinger nach oben, mit dem sie vor ein paar Minuten noch im Schlamm herum gekritzelt hat. „Warm“, mehr kann sie im ersten Moment nicht denken, als ihr Finger die trockene Luft berührt und direkt von den Sonnenstrahlen getroffen wird. Ohne weiter zu überlegen, taucht sie mit ihrem Kopf, ihrem Hals und ihren Schultern auf. Und was sie da sieht, kann sie einfach nicht fassen.

Wenn Meer passiert

„Waf ift daf denn?“, schreit Barbarella los, als sie die kleine Meerjungfrau sieht. „Daf kann kein Fifch fein!“ Silas dreht sich schnell um, damit er auch sehen kann, was Barbarella so in Aufregung versetzt. Und da schaut er in die hübschesten Augen, die er je gesehen hat. Er kann nicht glauben, was er sieht. Leonie hat eindeutig Angst in ihrem Blick. Sie kann sich nicht rühren, ist ganz starr vor Schreck und schaut mit offenem Mund Silas und das Chamäleon an, das sich vor Schreck ganz gelb verfärbt hat. So etwas hat sie ja noch nie gesehen!

Wie könnte die Geschichte weitergehen?

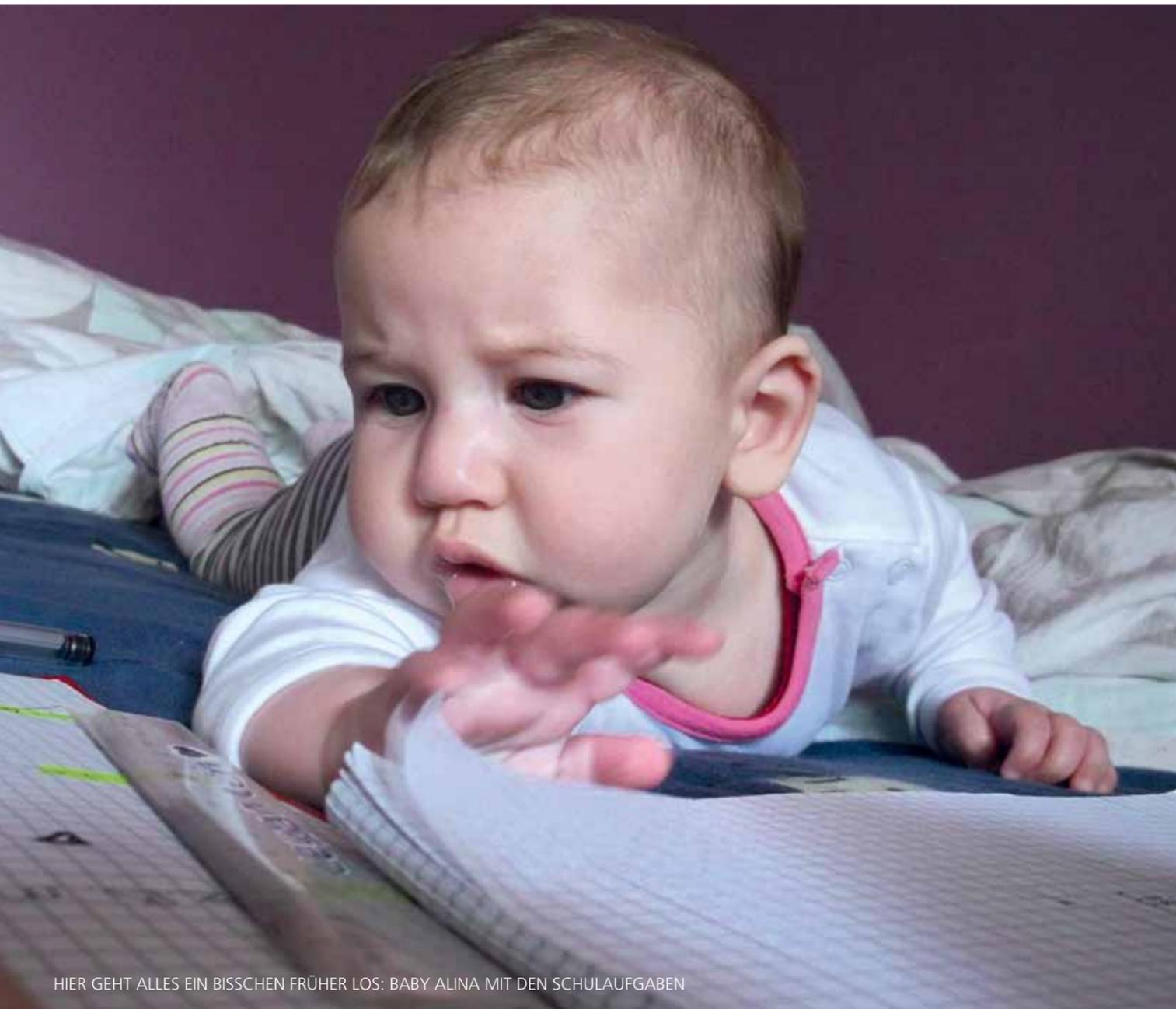
MAREIKE PAMPUS, 22

„Ich habe schon als Kind meine Fantasiereisen bunt bebildert.“



Liebes Leben

Mit der Geburt eines Kindes verändert sich das ganze Leben. Vor allem dann, wenn die werdenden Eltern eigentlich selbst noch Kinder sind. Da wird das Baby zum Familienprojekt, von dem in der Schule aber niemand wissen soll.



HIER GEHT ALLES EIN BISSCHEN FRÜHER LOS: BABY ALINA MIT DEN SCHULAUFGABEN



ACCESSOIRES EINER JUNGEN MUTTER

D

ie Wände sind lila gestrichen und über dem Kopf des Bettes wurde mit einem Schwamm und Klebstoff glitzernder Puder aufgetupft. Fotos und Lebkuchenherzen hängen an der Wand. „Meine Prinzessin“ steht in rosa Zuckerschrift auf einem geschriebenen. Der dazugehörige Prinz mit der Zahnsperre und dem blonden Haar sitzt in T-Shirt und Boxershorts auf dem Bett. Malte* ist 16, genau wie seine Freundin Geraldine*. Seit gut anderthalb Jahren sind die beiden ein Paar.

Geraldine steht vor ihrem großen, weißen Schminktisch. Es ist halb sieben. Kritisch betrachtet sie sich im Spiegel, während sie mit einem Glätteisen durch ihre rotbraunen Haare fährt. Immer wieder gleitet ihre Hand über den Hinterkopf, irgendetwas stört noch. Sie ruft Mama Monika*, die in der Küche das Frühstück für die Familie vorbereitet, zu Hilfe. Die erkennt das Problem

sofort und zeigt ihrer Tochter die Stelle, an der die Haare noch nicht richtig liegen.

Malte stützt seinen Kopf mit dem Arm ab. Er hat Mühe, seiner Freundin beim Stylen zuzuschauen, immer wieder fallen ihm die Augen zu. In seinem Schoß liegt ein Baby, das zufrieden vor sich hin strampelt und quiekt. Mit der freien Hand streichelt er liebevoll den Arm des Mädchens. Es ist Alina – seine und Geraldines Tochter. Es war eine anstrengende Nacht.

Pünktlich um acht macht sich Geraldine auf den Weg zur Schule. Für die kommenden Stunden lässt sie ihre Mutterpflichten hinter sich und wird zur ganz normalen Schülerin. Es ist kalt und windig an diesem Herbstmorgen. Sie ist zufrieden mit ihrem Outfit, nur die Tasche passt nicht so hundertprozentig zur Jacke. In dieser Woche veranstaltet ihre Schule eine

Projektwoche, ausgerechnet zum Thema „junge Eltern“. Eigentlich einfach für die 16-Jährige. Trotzdem arbeitet sie nur zurückhaltend mit: „Hier an meiner neuen Schule weiß niemand, dass ich ein Baby habe. Ich wollte erstmal abwarten, wie die anderen so drauf sind. Viele haben Vorurteile gegenüber minderjährigen Müttern und würden mich sofort als Schlampe abstempeln.“ In ihrer alten Schule wusste jeder von der Schwangerschaft, Anfeindungen hat sie nicht erlebt. Doch die Schule wurde geschlossen, sodass Geraldine auf die 45 Minuten entfernte Gesamtschule wechseln musste. Enge Freundschaften hat sie dort bisher nicht geknüpft.

„Wie kann man seinem Baby körperlich nah sein?“, fragt der Lehrer. Streicheln, Kuseln und Stillen antworten die Klassenkameraden. Geraldine schlägt vor, mit dem Kind zu baden. Einige Schüler finden die Vorstellung

*alle Namen geändert

IMPRESSUM

Herausgeber

Journalisten-Akademie der
Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
Rathausallee 12
53757 Sankt Augustin
journalisten-akademie@kas.de
www.kas.de

Ätsch – Kinder von heute

gibt es auch zum Hören und Sehen im Internet unter
www.journalisten-akademie.com

Chefredaktion

Astrid Csuraji (V.i.S.d.P.), Verena Lugert (Print),
Winnie Heescher (TV), Marie Borowski (Radio)

Redaktion

Lazar Backovic, Laura Blecken, Beate Brehm,
Kristina Chmelar, Julia von Cube, Susanne Hefekäuser,
Wlada Kolosowa, Rebekka Merholz, Ariane Missuweit,
Lasse Osteneck (Chef vom Dienst), Mareike Pampus,
Raphael Rauch, Selina Rust, Barbara Schmickler,
Annika Witzel, Ronja Wurmb-Seibel

Technik

Marie Hoene (Radio),
Thomas Iskra (Foto, TV)

Fotos

Cover: Julia von Cube, Lasse Osteneck
S. 16, 18, 28, 30, 38: Privat

Illustrationen

Mareike Pampus
außer S. 6, 24: istockphoto.com

Gestaltung

Judith Uhlemann, www.uhlemann-design.de

Lektorat

Martina Führer

Druck

Bonifatius GmbH, Paderborn

Wir danken Martina Ihmels von kids,
Agentur für Kinder- und Jugenddarsteller und der
Hamburger Hochbahn AG für die freundliche Unterstützung.

© Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. (Oktober 2011)
Alle Rechte vorbehalten.



DIE LIEBE IST HIER MIT HÄNDEN ZU GREIFEN

eklig. Nur der Klassenlehrer weiß, dass sie ein Kind hat. Damit das so bleibt, muss Geraldine aufpassen: Vom Sportunterricht ist sie befreit, in ihren BH legt sie dicke Stilleinlagen. Einmal wäre sie trotzdem beinahe aufgefliegen. In der Pause hat sie sich auf dem Handy Fotos ihrer Tochter angeschaut. „Wie süß, ist das deine kleine Schwester?“, haben einige Mädchen aus der Klasse neugierig gefragt. Ein Gewissenskonflikt für Geraldine. Sie lügt nicht gerne: „Nein, das ist eine ganz andere Geschichte“, hat sie geantwortet. Damit war für die Mädchen das Thema abgehakt, die Wochenendpläne waren wichtiger als die Babyfotos.

Geraldine kann es kaum erwarten, dass der Schultag endlich vorbei ist. Sie vermisst Alina und schaut sich, auch wenn es riskant ist, die Fotos der kleinen Tochter an: „Mir fällt es schwer, sie über Tag

alleine zu lassen. Aber ich weiß ja, dass die Schule wichtig für unsere Zukunft ist.“ Während die junge Mutter die Schulbank drückt, passt die 42 Jahre alte Oma Monika auf das Baby auf. „Es war für mich selbstverständlich, dass ich meine Tochter unterstütze.“

Vor fünf Monaten kam Alina per Kaiserschnitt zur Welt. Während der Geburt war es zu Komplikationen gekommen. Oma und Papa haben die Stunden des Wartens zusammengeschweißt: „Malte und ich saßen beide weinend auf dem Krankenhausflur. Wir haben uns in den Armen gelegen, weil wir so große Angst um die beiden hatten.“ Papa Malte war erleichtert, als Mutter und Tochter wohlauf waren: „Ich hatte Alina als erstes auf dem Arm und habe dann die Nabelschnur durchgeschnitten. Es ist ein wunderbares Gefühl, eine Tochter zu haben.“

Gemeinsam sitzt die Familie am Nachmittag auf dem Teppichboden im Kinderzimmer und lässt das vergangene Jahr Revue passieren. Vieles hat sich verändert: Geraldine und Malte sind erwachsener geworden, sie nehmen die Schule ernst, planen eine gemeinsame Zukunft. Auch ihre Partnerschaft ist jetzt „etwas richtig Großes“, sagt der junge Vater nicht ohne Stolz. „Alina verbindet uns vollkommen. Und selbst wenn wir uns jetzt trennen würden, man wird immer miteinander verbunden bleiben“, ist sich der 16-Jährige seiner Verantwortung bewusst.

Teenager oder Mutter? Obwohl Geraldine täglich den Spagat zwischen beiden Welten meistern muss, geht sie in ihrer neuen Rolle voll auf. „Ich muss zwar auf vieles verzichten, aber das mache ich gerne. Ich sehe mich auf jeden Fall als Mutter. Ich habe auch ständig Angst um meine

Tochter.“ Auch Oma Monika ist glücklich mit ihrer neuen Großfamilie. Lachend schaut sie zu ihrer Enkeltochter. „Wir sind einfach so froh, dass sie da ist!“

REBEKKA MERHOLZ, 25

„Ich hab mich
in Baby Alina
verliebt.“



